

---

## BESPRECHUNGEN

---

### Allgemeines und Übergreifendes

HONTERUS, JOHANNES: *Rudimenta Cosmographica. Grundzüge der Weltbeschreibung.* (Corona/Kronstadt 1542). Ins Deutsche, Rumänische und Ungarische übersetzte und kommentierte Faksimile-Ausgabe. Herausgegeben von OFFNER, ROBERT – ROTH, HARALD – ŞINDILARIU, THOMAS – WIEN, ULRICH A. Hermannstadt/Bonn: Schiller 2015. 366 S. Zahlr. sch/w Abb. ISBN 978-3-944529-62-2.

Die Herausgeber, Verfasser und Übersetzer haben mit der „*Rudimenta Cosmographica*“ des Humanisten, Reformators und wohl bekanntesten Siebenbürger Sachsen Johannes Honterus ein ganz besonderes Werk neu veröffentlicht. Die frühneuzeitliche Schulenzyklopädie des aus Kronstadt (*Brassó, Braşov*) stammenden Honterus war ein Lehrbuch für die Kronstädter Schüler, das als »Weltbeschreibung« das gesamte fächerübergreifende Wissen der Frühen Neuzeit zusammenfassen und vermitteln wollte.

Honterus, der aus einer gutbürgerlichen und wohlhabenden Familie stammte, wurde bereits in frühen Jahren in humanistischem Geist geprägt. Wie Ulrich Andreas *Wien* in seiner kurzen biografischen Skizze festhält, stand er beispielhaft für jenen spät entwickelten siebenbürgischen Humanismus, dessen unlösliche Verbindung mit dem reformatorischen Gedankengut charakteristisch war. Wie die meisten anderen Humanisten war Honterus Pädagoge, aber auch Geistlicher und Reformator, wissenschaftlicher und pädagogischer Schriftsteller, Bibliothekar, Geograf und Kartograf, Buchdrucker und Holzschneider. Der in Wien studierte Honterus unterrichtete »spätestens 1525 an der dortigen Universität und wahrscheinlich 1527 in Kronstadt« (S. 20-21), wodurch er indirekt in den Thronstreit zwischen dem Habsburger Ferdinand und dem siebenbürgischen Woiwoden Szápolyai verwickelt wurde, der nach der ungarischen Niederlage bei Mohatsch (*Mohács*) 1526 ausgebrochen war. Als Anhänger der Habsburger musste er über Regensburg nach Krakau fliehen. Hier lehrte er alte Sprachen sowie Kosmografie und sah sich auch veranlasst, die Lehrbücher für seinen Unterricht selbst zu verfassen – darunter eine erste Fassung der Kosmografie. Nach einem längeren Aufenthalt in Basel zwischen Ende 1530 und Anfang 1533 kehrte er nach Kronstadt zurück, wo er mit Hilfe seiner Baseler und Krakauer Verbindungen einen »stabilen Buchtransfer« einrichtete. Die von ihm begründete Kronstädter Druckerei sorgte für die Verbreitung seiner pädagogisch wertvollen Schulausgaben, darunter insbesondere die „*Rudimenta Cosmographica*“ in ihrer Endfassung von 1542. Diese auf dem Prosatext der Krakauer Ausgabe basierende Ausgabe hatte Honterus neu bearbeitet und den Text in lateinische Hexameter umgeschrieben, damit die Schüler sich den Inhalt besser merken konnten. »Im seinerzeitigen Unterricht spielten nämlich vor allem die Merkverse eine große Rolle, und es gab zu diesem Zweck zahlreiche Lehrgedichte« (S. 52), wie Zsolt Győző *Török* in seiner „Einführung zu einem Kosmografielehrbuch der Spätrenaissance“ festhält.

Honterus, der in erster Linie ein humanistischer Pädagoge und kein Naturwissenschaftler war, vermochte dennoch, den komplexen Inhalt für die damalige Zeit verständlich zu kompilieren. Wie komplex die „Weltbeschreibung“ in der Tat wur-

de, zeigen Heinz *Heltmann* und Robert *Offner* im Kapitel „Tiere und Pflanzen, Sozialkunde, Anatomie und Krankheitsnamen“ auf. Die Verfasser widmen sich diesem vierten Buch der Weltbeschreibung, das »etwa ein Drittel des Gesamtumfanges ausmachte und 800 naturwissenschaftliche Begriffe beinhaltete. [...] Im vierten Buch lassen sich folgende Sachgruppen unterscheiden: Anatomie, Tiere, Pflanzen, Ämter, Verwandtschaften, Hausrat, Kleidung, Nahrung und Krankheiten« (S. 76). Heltmann und Offner betonen zurecht, dass Honterus durch »die Einbeziehung eines ›biologischen‹ Teils [...] zu einem der Pioniere des Naturkundeunterrichtes« (S. 88) wurde, aber sein Verdienst »in der Fachliteratur der Schulbuchforschung noch immer unzureichend bekannt [ist]. Zu seiner Zeit gab es weltweit kein vergleichbares Schulbuch der Naturkunde und schon gar keines, das mit einem Atlas illustriert gewesen wäre« (S. 89).

Dieser Umstand erstaunt umso mehr, wenn man die von Gernot *Nussbächer*, einem der besten Kenner des Lebens und Wirkens von Honterus beigesteuerte „Bibliografische Übersicht der Ausgaben von Honterus Weltbeschreibung 1530-1692“ betrachtet. Die Weltbeschreibung fand nämlich eine europaweite Verbreitung und wurde in den darauffolgenden Jahrzehnten von zahlreichen Verlegern im deutschsprachigen Raum vollständig oder teilweise nachgedruckt. Diese beeindruckende Auflistung verdeutlicht die anhaltende und breite Rezeption des Werkes auch außerhalb Siebenbürgens, die jedoch in der Moderne verloren gegangen ist.

Diesem Missstand kann die vorliegende Publikation durchaus Abhilfe schaffen, enthält sie doch einen „Faksimiledruck der Ausgabe von 1542 (Kronstadt)“ in lateinischer Sprache. Als Vorlage dienten »die beiden Exemplare der Kronstädter Endfassung der *Rudimenta cosmographica* (1542) aus Archiv und Bibliothek der Honterusgemeinde zu Kronstadt« (S. 139). Um die pädagogisch-wissenschaftliche Leistung von Honterus auch Lesern nahe zu bringen, die des Lateinischen nicht mächtig sind, hatte Lore *Poelchau* (1927-2008) vor einigen Jahren eine Prosaübersetzung begonnen, die den Kern dieses Buchprojekts gebildet hat. Von ihr, Heinz *Heltmann* und Peter *Pauly* stammt denn auch die außerordentlich verdienst- und anspruchsvolle Übersetzung des Originalwerkes ins Deutsche. Daneben wurde auch eine Übersetzung ins Ungarische samt Kommentaren von László András *Magyar* aufgenommen sowie eine rumänische Übersetzung in Hexameter durch die Kronstädter Pädagogin Valeria *Căliman* (1901-1992). Leider konnten weder Poelchau noch Căliman das Erscheinen dieser Publikation erleben.

Dieser Band schließt eine dokumentarische Lücke: Er legt das Werk von Honterus endlich in den drei Hauptsprachen Siebenbürgens vor. Lediglich die „Bibliographische Zeittafel“ zu Honterus wurde nur auf Deutsch aufgenommen. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis rundet den Band ab. Besonders erwähnenswert sind auch die zahlreichen Drucke aus dem 16. bis 18. Jahrhundert, die aus anderen Ausgaben von Weltbeschreibungen stammen und diesen Band bereichern. Dazu gehören Abbildungen von Wörterbüchern, Porträts, Kartenmaterial, Stadtdarstellungen, Abbildungen von Tieren, Fabelwesen und vieles mehr. Neben den oben erwähnten Wissenschaftlern und Übersetzern haben sich an dieser dokumentarisch besonders wertvollen Publikation noch András F. *Balogh*, Georg *Burkhardt* (†), Éva *Mária Papp* und Edith *Szegedi* beteiligt.

Die Konzeption und Koordination des Bandes hat Robert *Offner* übernommen, finanziell gefördert wurde das Projekt vom Departement für Interethnische Beziehungen beim Generalsekretariat der Regierung Rumäniens sowie durch den aus Kronstadt stammenden Musiker Peter Maffay, dessen Spende die metrische Um-

dichtung und sprachliche Überarbeitung der deutschen Übersetzung ermöglicht hat.

Die Verantwortlichen dieser Publikation haben ein jahrzehntealtes historisch-philologisches Forschungsprojekt zu einem bemerkenswerten Abschluss gebracht und ein Desiderat der Siebenbürgen-Forschung geschlossen. Damit ist es ihnen gelungen, einen wichtigen Beitrag zur frühneuzeitlichen Kultur- und Bildungsgeschichte Siebenbürgens vorzulegen und ein bedeutendes, lange über die Grenzen Siebenbürgens hinaus wirksam gewordenes Werk aus dem Zeitalter des Humanismus einem wissenschaftlichen wie auch Laienpublikum wieder zugänglich gemacht zu haben, bevor es noch weiter in Vergessenheit geraten wäre. Nicht zuletzt darin besteht die Relevanz dieser Publikation und das besondere Verdienst der Herausgeber und Verfasser.

Ralf Thomas Göllner

Regensburg

WEGER, TOBIAS – GÜNDISCH, KONRAD: *Kaschau – Košice. Eine kleine Stadtgeschichte*. Regensburg: Friedrich Pustet 2013. 184 S. 33 sch/w Abb. ISBN 978-3-7917-2479-9.

Über die ostslowakische Metropole gab es bisher keine deutschsprachige Überblicksdarstellung, nur in jüngster Zeit eine Anthologie zur jüdischen Kultur und Geschichte in der Stadt (Michael Okroy, 2005), einen „kunstgeschichtlichen Rundgang“ (Arne Franke, 2012) und ein „Reise- und Lesebuch“ (Dušan Šimko, 2013). Der Grund dafür liegt sicherlich auch darin, dass »Kaschau nie eine ›deutsche Stadt‹ [gewesen ist], auch wenn deutschsprachige Bürger nicht unerheblich zu ihrer Entwicklung beigetragen haben« (S. 9). Die beiden Anthologien verdanken – wie diese „kleine Stadtgeschichte“ – der Tatsache ihre Entstehung, dass Kaschau (*Košice, Kassa*) 2013 europäische Kulturhauptstadt war.

Diese im Detail verdienstvolle Verlagsreihe will – wie im Falle von Prag (2011) und Budapest (2012) – weniger Stadtgeschichte im engeren Sinne, sondern Orientierungen in der Geschichte und Kulturgeschichte bedeutender europäischer Städte anbieten. Außer einer ansprechenden Bebilderung werden, dem Konzept der Reihe entsprechend, immer wieder Quellentexte und Sachinformationen eingeschoben. Man vermisst allerdings, abgesehen von der Darstellung der „Handelsbeziehungen Kaschaus im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit“ (S. 37) eine geografisch-politische Karte der größeren Region und einen über den Altstadt kern hinausgehenden Plan der Innenstadt sowie – wie bei den anderen „kleinen Stadtgeschichten“ – eine Karte der Stadterweiterungen und Eingemeindungen (wie zum Beispiel für Prag im „Handbuch der historischen Stätten Böhmen und Mähren“ [1998], S. 485).

Der Text ist – gerade eingedenk der Zielgruppe – gut lesbar. Kleinere textliche Unschärfen oder Unschönheiten (Häuser »standen an der Hauptgasse, Ring genannt, obwohl sie ein Oval bildeten«, S. 38; der Prediger, der »drei ungarische Schriften produzierte«, S. 59; Gábor Bethlen war mehr als »aus Siebenbürgen«, S. 64) hätte eine aufmerksamere Verlagsredaktion leicht abstellen können. Eine Zeittafel zur Stadtgeschichte, eine überlegte Literaturliste, Register zu Gebäuden und Straßen in der Stadt und ein allgemeines Ortsregister sowie ein Personenregister runden den gelungenen Band ab. Das Ortsregister orientiert sich an deutschen Ortsnamen und ergänzt sie um die fremdsprachigen, für die Slowakei die slowaki-

schen und die ungarischen Ortsbezeichnungen (nur bei *Bratislava* wird von der slowakischen Ortsbezeichnung auf den Registereintrag *Preßburg* verwiesen). Im Text werden durchgängig die deutschen Ortsbezeichnungen verwendet (vgl. S. 9). Ob der deutschsprachige Leser mit *Eperies* (*Prešov*) oder *Erlau* (*Eger*) allerdings eine Vorstellung verbinden kann, sei dahingestellt.

Gleich eingangs („Eine Stadt mit vielen Namen“) verweisen die Verfasser auf die historische Multikulturalität und Plurikonfessionalität der Stadt, die sie in vorbildlicher Weise darstellen. Sie beginnen mit der »königlichen Freistadt mit europäischen Bezügen« und führen die Stadtgeschichte durch den Ersten und den Zweiten Weltkrieg („Grenzverschiebung, Krieg und Terror“, S. 143-149) bis in die jüngste Zeit. Auf den Forschungsstand ist zurückzuführen, dass die tschechoslowakische Zwischenkriegszeit („Ein neuer Staat, eine neue Politik“, S. 130-133) insgesamt zu kurz kommt, ebenso die Nachkriegszeit im Vergleich zum 19. Jahrhundert. In der Summe überzeugt der Band als erste deutschsprachige Gesamtdarstellung der Stadtgeschichte Kaschaus überhaupt. Das Ziel, »insbesondere deutschsprachigen Leserinnen und Lesern eine Stadt näher[zubringen], die es aus vielen – historischen wie zeitgenössischen – Gründen wert ist, wieder stärker ins allgemeine Bewusstsein gerückt und aufs Neue entdeckt zu werden« (S. 9), wird – im Ergebnis hoffentlich Standards für künftige Bände der Reihe setzend – vollumfänglich erreicht.

Wolfgang Kessler

Viersen

PAAS, JOHN ROGER: *The German Political Broadsheet 1600-1700. Volume 12: 1686-1700*. Wiesbaden: Harrasowitz 2014. 368 S. 309 Abb., 15 Taf., 2 Kt. ISBN 978-3-447-10233-9.\*

John Roger Paas reached his last source volume edition, which was started by the Harrasowitz Publishing House in 1985 and mapped the broadsheets from the 17<sup>th</sup> century in a chronological order.

The 12<sup>th</sup> volume contains 268 broadsheets with 62 variations originating from collections out of 15 different countries, including collections from Hungarian museums, e. g. the Hungarian National Museum, the National Széchényi Library and the Szabó Ervin Library.

The author published in this series of 12 volumes 3,777 pamphlets and their 823 variants in excellent quality, some pamphlets even in large DIN standard A3 size, which is indispensable for a better understanding.

It is good news that the systematic work bore fruit and that the author was able to publish the whole series according.

In the last thirty years the circumstances and possibilities for research concerning the early modern period have changed dramatically. Today we observe a renaissance of this period in research projects, especially of the 16<sup>th</sup> and 17<sup>th</sup> centuries, in printed pamphlets concerning aspects of politics, social issues and information boom, the observation of open and hidden flow of information, the analysis of propaganda in politics of the 16<sup>th</sup> and 17<sup>th</sup> centuries as well as the mapping of printer families, who were engaged both in publishing, engraving and typography.

---

\* Zum Band 10 dieses Werkes siehe die Besprechung von Nóra G. Etényi in: Ungarn-Jahrbuch 31 (2011-2013) 590-594. (*Die Redaktion.*)

Illustrated broadsheets with engravings in German are variously interpreted in the fields of social and political sciences, literature, arts and education. Their research has become strongly connected to universities, museum collections and research libraries. Research of pamphlets received a substantial help not only by the VD17<sup>1</sup> structured database, but also by the help of significant collections and museums, which started digitalising the 17<sup>th</sup> century pamphlets originating from various sources. The digitalised “Virtuelles Kupferstichkabinett” of Braunschweig and Wolfenbüttel includes more than 50,000 descriptions and illustrations of printed works and drawings, of which 40,000 are broadsheets.<sup>2</sup> The quick process of digitalisation accelerated research possibilities in the fields of military and political events, Church propaganda and of those in power, such as royal families, German electors and aristocrats, but also publishers, e. g. engraving masters, families dealing with typography and publishing. Thus, the broadsheets cover a wide range of themes and topoi.

Concerning the newly published volumes of the Paas Catalogue, many reviews questioned whether this research makes any sense<sup>3</sup> and what the scientific value of these printed broadsheets is. This questioning notion is understandable, but the printed version of the volumes discloses a wide range of possibilities to analyse and interpret the context and themes, which can be observed in these broadsheets.

The most well-known interpretation of broadsheets that contains information about the Turks begins firstly with the increased quantity of broadsheets dealing with Turks, the change of the Turks’ image in the 16<sup>th</sup> century, building up the enemy image against the Turks and later the destruction of this very image.

It is very important to notice that broadsheets published at the same time had a large scale of variations, not only in quality, but also in appearance, techniques of political propaganda and messages.

One can easily notice in the Paas Catalogue the differences between European royalties and leaders and commanders in chief on the one hand, and the image created in the broadsheets in the form of mocking engravings and satirical caricatures on the other. The virtual political map of the European continent can be seen through the broadsheets, as well as the formation of public thinking beyond boundaries.

The German broadsheets collected in chronological order clearly show the effect of politics upon other countries, e. g. Italy, France, Flanders and England, especially in political text messages.

It can also be noticed how the political allegories have spread and changed, which makes searching in databases difficult, whereas the common interpretation of symbols had a significant impact in that era.

The catalogue helps tremendously in understanding the spread of single broadsheets in each region, but it is important to note that some rare broadsheets have re-

<sup>1</sup> *Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts*. [www.vd17.de](http://www.vd17.de).

<sup>2</sup> <http://www.virtuelles-kupferstichkabinett.de>.

<sup>3</sup> Michael Schilling: Rezension von: John Roger Paas: *The German Political Broadsheet 1600-1700. Volume 10: 1671-1682*. Wiesbaden 2010. In: *sehpunkte* 11 (2011) 9 <http://www.sehpunkte.de/2011/09/19090.html> (25. Mai 2016); Friedrich Polleross: *Jon Roger Paas: The German Political Broadsheet 1600-1700. Volume 11: 1683-1685*. Wiesbaden 2012. In: *Frühneuzeit-Info*. Hg. Institut für die Erforschung der Frühen Neuzeit 25 (2014) 277-278.

mained in specific family collections, e. g. in the courts of certain German electorates or in foreign countries.

The Paas Catalogue contains German broadsheets that have connections to Hungarian issues, which makes it very useful, since the catalogue's printed volumes show how public views effected the Holy German Empire's relation to the Kingdom of Hungary and Transylvania in aspects of political events and the important changes in political topics.

The Paas Catalogue also helps to understand and to research, since next to the military news and the elite's propaganda, it illustrates the Hungarian nobility's acts and their political intentions, thereby depicting religious differences and showing religious crises as well as the process how they were formulated.

In the catalogue's 12<sup>th</sup> volume, which covers the era between 1686 and 1700, the Kingdom of Hungary has the leading part, especially due to the second phase of the Great Turkish War (1683-1699), which has enormously changed the region's political map.

It is evident from the published German broadsheets that recapturing Buda in 1686 was one of the most important mutual experiences among European countries. The majority of the twenty-five broadsheets describing how Buda was recaptured in 1686 contain both high quality engravings as well as a large quantity of comments.

Those broadsheets, which contain the engraver's name or the name of the publishing house's owner, make it obvious to which ruling power centres they are connected. It is evident that certain publishing houses in Vienna, e. g. Leopold Voigt and Johann Van Ghelen academic publishing houses (P-3547, P-3548, P-3549) as well as Johann Martin Lerch, and engravers, e. g. Justus van der Nypoort and Matthias Greischer, played an important role in describing illustratively the baselines of Hungarian towns and cities, as broadsheets were trying to show in the most realistic ways the different steps of sieges.

A specific engraved illustration, which was made with elegance and care, depicts sceneries of a town, baselines for its military engineering, spectacular scenes of battles, themes of ordinary life and ecclesiastic symbols, was published with eight text columns that show the connection between the Viennese publishing houses Nypoort and Johann Martin Lerch with Johann Hoffmann from Nürnberg (P-3538).

Hungary's recapturing from Turkish oppression can be observed in the Habsburg emperor's propaganda, as demonstrated in the broadsheet published by Jakob Jezle from Innsbruck, which played an important role. Here, Jezle's symbolic trademark was a great help in identifying his works: The Virgin Mary and the two-headed eagle. Recapturing Buda, for example, is shown in broadsheets with engravings depicting the sky with a two-head eagle wearing a laurel, to which the Virgin Mary offers the Kingdom of Hungary (P-3533). On one of his other broadsheets, which was published in 1683, he uses the same symbols: Virgin Mary with the Child and the two-headed crowned eagle fighting against Thököly. These symbols identify the broadsheet's publisher, even without showing his name (P-3416).

The Vatican and the Pope's court played an utmost important role both in quality Catholic propaganda as well as in the international scene. The engravers at Pope Ince XI's court (Arnoldo van Westerhaut, Giuseppe Maria Mitelli) elegantly represented the Saint League's political view in engravings published in German broadsheets also containing texts in Italian.

One can see in the catalogue that significant Southern-German publishing houses, e. g. Koppmayers from Augsburg or the famous Felsecker family from Nürnberg, specialised on news concerning the war between the Kingdom Hungary and the Turks, both in the battle field and at sea.<sup>4</sup>

Maximilian Emanuel II, Elector of Bavaria, who with his excellent military engineers, e. g. Michael Wenning, and the broadsheets published by them in Munich (P-3599) together with other broadsheets published in Vienna, emphasised the Bavarian Lion's role in the most important battles and sieges of fortresses (P-3622). The image of Charles V, Duke of Lorraine, as a General was created by one of the most important engraving artists from Amsterdam, Romelyn de Hooge (PA-769, PA-770), whose broadsheets were widely published in many variations in different regions (P-3540-3542, PA-771).

Basically, the political propaganda shown in the broadsheets was not intended for the enemy, but for the allied forces, and contained important information about the architectural plan of Buda Castle, the time-consuming fortification of the pits surrounding the castle and the phases of recapturing Buda Castle. Although Buda Castle was surrounded by a total blockade, the engravings show two main offensive directions: from the north, the offensive was led by Charles of Lorraine, general of the Emperor's army, while from Gellért Hill it was led by Maximilian Emanuel II, Elector of Bavaria, whose defence line was engraved on broadsheets and the whole battle was published in broadsheets by his own engraving masters and publishing houses' owners (P-3599).

The broadsheets that were published from mid June to the 2<sup>nd</sup> of September 1686 showed different phases in the time of recapturing Buda, but only a few broadsheets were published about the beginning of the siege (P-3532).

Engravings about recapturing Buda are well-known among researchers, especially due to György Rózsa's fundamental work,<sup>5</sup> and they can be found in the Paas Catalogue. However, for the interpretation of these illustrations it is important to clarify the genre, since these engravings were not just merely published in historic works and other books written for military engineers, but were widely spread by printed flyers and published broadsheets.

A detailed image of the Kingdom of Hungary has emerged from the published broadsheets, thereby describing the significance of Buda Castle and the role the medieval Kingdom of Hungary played both in the political and the economic sense. These engravings portrayed not only a cultural and economic centre of the occupied Ottoman territories, but also showed the significance and importance of the regained territories with recapturing Buda. This military victory was accentuated successfully in the propaganda of broadsheets, as recapturing Buda Castle, which had a crucial role within the fortress system of the Kingdom of Hungary, and meant a strategic advance in the war against the Ottoman Empire. The significance of recapturing Buda was also shown in broadsheets regarding the engravings about the coronation of Joseph I as King of Hungary, which marked the child king's new era in the Kingdom of Hungary. The dynastic interest were also conceived and em-

<sup>4</sup> John Roger Paas: Die Flugblattproduktion des Augsburger Druckers und Verlegers Jacob Koppmayer 1640-1701. In: Gestochen in Augsburg. Forschungen und Beiträge zur Geschichte der Augsburger Druckgrafik. Hommage à Wolfgang Seitz zum 90. Geburtstag 2011. Hg. John Roger Paas [u. a.]. Augsburg 2013, 79-100.

<sup>5</sup> György Rózsa: Budapest régi látképei. Alte Ansichten von Budapest 1493-1800. Budapest <sup>2</sup>1999.

phasized on the broadsheets published on the coronation of Joseph I as emperor of the Holy Roman Empire in Augsburg (P-3660). The broadsheets published regarding his coronation as king of Hungary in Pozsony (*Preßburg, Bratislava*) in 1687 contained a large number of flyers, but it cannot be estimated how this series of broadsheets of intense and delicate propaganda helped the coronation of Joseph I. The portrait of the child king dressed in traditional aristocratic Hungarian clothes symbolised political intentions in an effective way (P-3608, P-3610-3612). Astonishingly, one can find in John Roger Paas' 12<sup>th</sup> volume an engraved portrait of Imre Thököly riding on a horse, in spite of many engravings which mock Thököly (P-3521).

As one can see in the in the catalogue, it seems that from autumn 1686 onwards, the number of engravings mocking the Turkish Sultan as ill-looking and nightmare-haunted became more and more frequent (P-3570). Even in the autumn of 1683, after Vienna had not been captured by the Turks, it was a challenge to change the image of the Turks from an ancient enemy wanting to destroy the capital and its surroundings into one mocking the Turks, at which people can laugh. Thus, the published broadsheets emphasised the advantages of creating an image aiming at destroying the Turks instead of negotiating and signing peace agreements with the Ottoman Empire. The broadsheets depicting recapturing Buda in 1686, which demanded a huge sacrifice in men and women, not to mention the expenses, were intended to support the necessity of going to war against the Turks, so in this period the number of broadsheets describing the Turks as an ancient enemy has increased dramatically.

It is important to notice that when we speak about these engravings which mock the Turks, it is sometimes difficult to define the date when these flyers were printed. One of the broadsheets in the Paas Catalogue depicting a "too hot Turkish bath" (P-3569), where the blazing stove is a hint to the German name of Buda, was published in six variations and in several languages (P-3571-3573, PA-776-778), but the variations cannot be dated to the year 1686.<sup>6</sup>

The year 1686 resulted in a huge military success, basically by recapturing Buda from the Ottoman Empire, and successfully recapturing Pécs (*Fünfkirchen*) and Szeged, which supplied food and other resources to the country and its people, and thus depicted in engravings which can be found in the Paas Catalogue (P-3561). These broadsheets also described the Venetian ships' victory in the Aegean and this victory's political and economic importance. Broadsheets from 1687-1688 describing the victories against the Turks are solid evidence that in this period the Ottoman Empire still had a huge military potential.

The battle on 12<sup>th</sup> August 1687 in Nagyharsány, which resembled the battle of Mohács in 1526, was shown in broadsheets in eight variations with spectacular battle scenes in engravings. The broadsheets emphasized the importance of this battle in defending and keeping recaptured Buda, because this victory prevented the Turkish army from starting a new offensive.

Recapturing Belgrade in 1688 could be seen in several dozens of broadsheets depicting architectural plans and spectacular scenes of the battle. In the diary of Maximilian Emanuel II, Elector of Bavaria, the well-organised propaganda showed the phases of successfully recapturing the city of Belgrade.

<sup>6</sup> *Almanach pour l'an de Bissexte MDCLXXXVIII. Le Grand Turc désespéré des Mediciens.* Paris: François Jollain. Louvre, Collection Rotschild (György Rózsa: Magyarország XVII. századi képe a francia népies grafikában. In: *Folia Historica* 4 [1976] 35-90, here 59, 83).

The European political scene marked a significant step in the war against the Turks, when in 1684 Louis XIV decided to cancel the Truce of Ratisbona and started a new military operation on the banks of the Rhine, thus forcing the Holy Roman Empire to fight on two different fronts. In 1689 and 1690, the German pamphlets described mainly the French army's success as well as its ruthlessness and swiftness at the sieges of Heidelberg and Mainz, thereby criticizing the French-orientated German electors. These broadsheets resemble the Hungarian broadsheets from that period in the structure of their texts, historic background, economic significance and the importance of its resources (P-3662). It is an astonishing experience how Johann Hoffmann used the same broadsheet in connection with two separate cases: the French army in 1689 is represented by showing how the soldiers burned the ground, similarly to one how he depicted Miklós Zrínyi's military operations in 1664 (P-2697, P-3648).

The French army's military actions were shown in broadsheets, but they also showed how Jacob II, King of England, punished critics of his public relations and foreign policy, which resulted in a radical change and an increased hatred against the French in England. From November 1686 onwards, Flemish broadsheets were published in Hamburg in a wide range of variations about William of Orange's landing on the English shores, the Stuarts promoting Catholicism and also news about defeating the Irish (P-3634).

Thomas Wiering was a publisher who moved from Amsterdam to Hamburg, had a publishing house there and printed many pamphlets connected to French politics and themes that were influenced by the French. Thomas Wiering also wrote about the destruction of the Rhine's territories, the siege of Bonn (P-3669), but also about English events, e. g. the Battle of Aughrim on 12<sup>th</sup> July 1691 (P-3687). The English-Flemish marine forces' victory over the French navy at Baufleur were depicted in broadsheets as a spectacular engraving of the battle (P-3698-3701) and also included the mocking image of Louis XIV as a political caricature (P-3702-3704). They were also published as flyers by the publishing houses of Hamburg, Nürnberg and Augsburg. The engravings and the themes were reused in 1696 against Jacob II (P-3742-3744).

The astonishing numeric decline among German broadsheets cannot be noticed during the war against Ottoman Empire, since these broadsheets published in the German electorates showed a detailed description of the Turkish occupation of Belgrade, and even Imre Thököly's journey back to Transylvania.

This political change, which affected politics throughout the whole of European, was accompanied by the publishing houses' activities in Amsterdam and Antwerpen, since they published several anti-French broadsheets and political allegories, but their German versions were not published.

The military operations against the Turks were depicted in larger quantities from 1691 onwards, when the flyers showed the bloodiest theatre of war, the Battle of Salankamen. These engravings are not so significant or detailed, but the comments emphasised that Ádám Zrínyi, the son of Miklós Zrínyi, died on this battlefield (P-3688).

The Battle of Salankamen, where several thousand soldiers took part and died, was of utmost importance because it was the first time in 1690 that Pasha Köprülü Mustafa was defeated. This big battle was not the only event from that period, but it should be mentioned that recapturing Várad in 1692 was also depicted on pam-

phlets from Nürnberg, which also show professional engineering in military plans (P-3705-3708).

Five years later, one can notice a boom in the number of broadsheets about the Kingdom of Hungary, thereby emphasizing the significance of the Battle of Zenta (1697) in several engraved illustrations (P-3752-3754). On broadsheets, on which it cannot be seen where they were published, one can further notice a divine sign similar to the one from the Battle of Saint Gotthard (1664), where a group of arch-angels show that a final victory against the Turks was achieved, by depicting them, i. e. the Turks, crossing the river Tisa (P-3753).

In the scenes depicting the peace agreements, one could notice that strengthening royal power became more significant among European countries when reaching the early modern age.

The Treaty of Ryswick was of great importance and thus was published in a pamphlet with engravings and comments concerning political relations and the rulers' power. In 1699, the Treaty of Karlowitz showed how the role played by the Ottoman Empire and its politics had changed, and it can be seen as the closing milestone of Turkish oppression. The battles from 1686 to 1700 depict a period, which was the most important era for the royal dynasties of Bourbon, Habsburg and Orange and their respective competition for power.<sup>7</sup>

The Paas catalogue has three introductory chapters, which describe the war against the Ottoman Empire, the Glorious Revolution and the Nine Years' War as depicted in broadsheets correspondingly. Unfortunately, he does not take into consideration the modern research results and the latest publications that describe the importance of these broadsheets from the perspective of the increasing political publicity in that era.<sup>8</sup>

Paas' 12<sup>th</sup> volume, which is based on research, is a definite benchmark among similar works and contains a wide range of scientific sources. It is noticeable that popular German publishing houses, which printed broadsheets, ignored Romeyn de Hooge's popular works of political satires. It is also important to note that the royal almanach's reflections appeared frequently on broadsheets in the German electorates and were spread by French influence.

However, the 12<sup>th</sup> volume at hand does not accentuate significantly the Hungarian nobility's struggle against the Turks on the broadsheets that cover those fifteen years of history, although in the war period between 1663-1664 an increasing number of broadsheets was published concerning Miklós Zrínyi, Péter Zrínyi, Ádám and Kristóf Batthyány as well as Pál Esterházy regarding their struggle against the Turks.

One can notice that the 17<sup>th</sup> century publication of traditional broadsheets, especially those regarding the last war against the Turks, shows that the genre of broadsheets can contain a wide range of themes, particularly when examining shorter or longer periods of published broadsheets, and that political publicity has strength-

<sup>7</sup> *Bourbon – Habsburg – Oranien. Konkurrierende Modelle im dynastischen Europa um 1700.* Hgg. Christoph Kampmann [u. a.]. Köln [u. a.] 2008.

<sup>8</sup> Milan Pelc: *Theatrum Humanum. Illustrierte Flugblätter und Druckgrafik des 17. Jahrhunderts als Spiegel der Zeit. Beispiele aus dem Bestand der Sammlung Valvasor des Zagreber Erzbistums.* Ostfildern 2013; Friedrich Polleross: *Die Kunst der Diplomatie. Auf den Spuren des kaiserlichen Botschafters Leopold Joseph Graf von Lamberg (1643-1706)* Petersberg 2010; Jutta Schumann: *Die andere Sonne. Kaiserbild und Medienstrategien im Zeitalter Leopolds I.* Berlin 2003.

ened during this century and therefore changed the political thinking of the 17<sup>th</sup> century.

Nóra G. Etényi

Budapest

*Kooperation in Europa. Modelle aus dem 20. Jahrhundert / Cooperation in Europe. Models from the 20th Century.* Herausgegeben von MÁRTON, MIHAI – DOBRA, DORIN – LENGYEL, ZSOLT K. Regensburg: Pustet 2014. 160 S. 6 Kt. ISBN 978-3-7917-2640-3.

Der vorliegende Sammelband vereint die zu Aufsätzen ausgearbeiteten Vorträge, die im September 2012 auf einem Kolloquium der Regensburger Universität und der Klausenburger Babeş-Bolyai-Universität in Klausenburg (*Cluj, Kolozsvár*) gehalten wurden. Die acht Beiträge untersuchen, mit einer Ausnahme, verschiedene Kooperationsmodelle in Mittel- und Osteuropa in der Zwischenkriegszeit und der postkommunistischen Periode. Ein Aufsatz befasst sich mit den Problemen wirtschaftlicher Kooperation im Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) in den 1960er und 1970er Jahren. Die in den 1920er Jahren entstandene Paneuropa-Bewegung wird aus gleich drei Perspektiven beleuchtet. Bernadette Baumgartner stellt die ungarischen Reaktionen auf den Paneuropa-Gedanken vor. Sie betont den großen Widerhall, den die Idee eines vereinten Europa in weiten Teilen der Gesellschaft Ungarns fand. Jedoch fehlte der Idee die Unterstützung der Politik, die das Erreichen ihrer außenpolitischen Ziele von einer Revision des Friedensvertrages von Trianon, nicht von einer Spiritualisierung der Grenzen erwartete. Nils Müller arbeitet die Paneuropa-Idee als Hindernis in den ungarisch-jugoslawischen Beziehungen heraus, da sie für Einzelinteressen instrumentalisiert worden sei und die Behandlung von Sachfragen behindert habe. Zsolt K. Lengyel widmet sich der Rezeption des paneuropäischen Gedankens durch die ungarische Minderheit in Rumänien. Er weist nach, dass das große Interesse der Minderheit an diesem Konzept von der legitimen Hoffnung getragen wurde, dass es durch die Schaffung eines vereinten Europa zur Besänftigung des Konfliktes zwischen Ungarn und Rumänien führen könnte. Da aber solche Gedanken in den politischen Zentren beider Länder, in Budapest ebenso wie in Bukarest, auf Ablehnung stießen, war ihr Scheitern vorgezeichnet.

Die Begriffe *Kooperation* und *Konföderation* prägen auch den Aufsatz von Dorin Dobra. Er stellt exemplarisch einschlägige Pläne und Gedankengänge des rumänischen Politikers Iuliu Maniu (1873-1953) und des Wirtschaftswissenschaftlers Virgil Madgearu (1887-1940) aus der Zwischenkriegszeit vor. Sie allerdings als »Vorläufer der gegenwärtigen europäischen Integration« (S. 35) zu bezeichnen, erscheint dem Rezensenten angesichts der Unbekanntheit beider im restlichen Europa doch als übertrieben. Um wirtschaftliche Zusammenarbeit in der Nachkriegszeit geht es Christian Mady. Er verdeutlicht am Beispiel der ungarischen Automobilbranche die Schwierigkeiten kommunistischen Außenhandels. Damit macht er offenbar, dass die wirtschaftliche Integration Osteuropas durch den RGW trotz der hohen Ziele kaum gelungen war. Um grenzüberschreitende Zusammenarbeit geht es auch im Aufsatz von Ralf Thomas Göllner. Ausgehend von Rumänien, das an EU-Mitgliedsstaaten, an EU-Beitrittskandidaten und an Partnerstaaten ohne echte Beitrittsperspektive angrenzt, analysiert Göllner den europäischen Kontext, in dem rumänisch-serbische, rumänisch-ungarisch-slowakische und rumänisch-ukrai-

nisch-moldauische Kooperationen stattfinden. Im letzten Aufsatz des Bandes wird die Kooperation rechtsextremer Parteien in der Europäischen Union durch Alexandra Sabou und Sergiu Mișcoiu untersucht. Die Verfasser betonen die bereits aufgrund bestehender ideologischer Differenzen begrenzten Möglichkeiten dieser Parteien, einen gemeinsamen Diskurs herzustellen, der es ihnen ermöglichen würde, die europäische Politik und deren Entscheidungsprozesse wesentlich zu beeinflussen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der Band interessante Einblicke in eine Vielfalt von ostmitteleuropäischen Kooperationsmodellen bietet, die bislang kaum so dargestellt wurden. Die geografische Fokussierung auf Ungarn und Rumänien hätte allerdings im Titel verdeutlicht werden sollen. Auch hätte dem Band, wie das bei Tagungsbänden fast immer der Fall ist, eine Zusammenschau der Ergebnisse in einer separaten Studie gut getan. Dennoch lohnt sich das Lesen der Einzelbeiträge wegen ihrer thematischen Spannweite und ihrer politischen Aktualität.

Franz Sz. Horváth

Rüsselsheim

LENGYEL, ZSOLT K.: *Emigráció, szórvány, hungarológia. Válogatott írások 1985-2012* [Exil, Diaspora, Hungarologie. Ausgewählte Schriften 1985-2012]. Budapest: Ráció 2012. 557 S. 44 Abb. 978-615-5047-35-0 = Kodolányi János Főiskola Történeti Műhelyének Kiadványai 4.

Der vorliegende Band enthält zwischen 1985 und 2012 erschienene Texte aus dem ungarischsprachigen Werk des Verfassers: ausgewählte wissenschaftliche Aufsätze, Essays, Berichte, Nachrufe, persönliche Erinnerungen, Interviews. Die gemeinsame Schnittmenge der Ausführungen meditativer Ausstrahlung ergibt sich aus den drei Begriffen, die den Haupttitel bilden. Der Verfasser lässt keinen Zweifel daran, dass er sich als *homo intellectualis* versteht, der seinem deutschen Heimatland die Nährstoffe seiner ungarischen Wurzeln näherbringen will, während er in ungarischer Richtung die Möglichkeit der Selbsterkenntnis mit deutscher Gründlichkeit und Kompetenz zu eröffnen wünscht.

Zsolt K. Lengyel wurde 1960 in Rumänien, in der historischen Hauptstadt Siebenbürgens, in Klausenburg (*Cluj, Kolozsvár*), in eine Familie der technischen Intelligenz hineingeboren. Die familiären Wurzeln reichen in den Norden Siebenbürgens, nach Frauenbach (*Baia Mare, Nagybánya*), und ins Banat, nach Arad. Diese dreifache Verwurzelung im siebenbürgischen Mikrokosmos bedeutet teilweise unterschiedliche Weltansichten, wie Lengyel in einem Interview betont (S. 512-514). 1974 folgte er im Zuge einer Familienzusammenführung seinen Eltern nach Deutschland, die Rumänien ein Jahr zuvor verlassen hatten. Nach dem Abitur studierte er zuerst in Heidelberg, anschließend in München Geschichte, Philosophie, Politikologie sowie Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft. Er suchte und fand früh Anbindung an kulturelle Organisationen der ungarischen Diaspora in Westeuropa. In der bayerischen Landeshauptstadt engagierte er sich für das Ungarische Institut München, das 1962 von Emigranten gegründet, aber bald in ungarisch-deutscher Zusammenarbeit eng an die Münchener Ludwig-Maximilians-Universität angelehnt zu einer wichtigen Institution der breit konzipierten Hungarologie wurde. Hierfür bürgten die seit 1962 amtierenden Institutsleiter Thomas von Bo-

gyay, Georg Stadtmüller und Horst Glassl – sowie eben Lengyel, der seit den frühen 1980er Jahren immer mehr Verantwortung in verschiedenen Aufgabenbereichen übernahm, bis er 1998 Geschäftsführer, schließlich 2002 Direktor des Instituts wurde. Die Arbeit, mit der er vom Münchener Südosteuropahistoriker Edgar Hösch promoviert wurde, erschien 1993 in der institutseigenen Buchreihe *Studia Hungarica* unter dem Titel „Auf der Suche nach dem Kompromiß. Ursprünge und Gestalten des frühen Transsilvanismus 1918-1928“. Neben den eigenen historiografischen Forschungen zeichnet Lengyel nicht nur für die herausgeberischen und redaktionellen Arbeiten an den Bänden der *Studia Hungarica* und dieser Zeitschrift verantwortlich. Im Mittelpunkt seiner Tätigkeit standen insbesondere seit dem politischen Umbruch in Ungarn die Verankerung und Konsolidierung des Ungarischen Instituts innerhalb der deutsch-ungarischen beziehungsweise bayerisch-ungarischen Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen. Einen Höhepunkt erreichten diese Bemühungen um die Jahrtausendwende, als das Institut nach der Einwerbung institutioneller Fördermittel aus Ungarn auch eine längere Reihe hochkarätiger Kulturveranstaltungen durchzuführen vermochte. Im Zuge einer Restrukturierung der bayerischen Forschungslandschaft musste das überwiegend vom Freistaat Bayern finanzierte Institut 2009 nach Regensburg umziehen. Dort ist es seither Teil des Wissenschaftszentrums Ost- und Südosteuropa, eines losen Verbundes universitärer und außeruniversitärer Einrichtungen, und seit 2015 zentrale Einrichtung der Universität Regensburg. In der oberpfälzischen Stadt kann das Institut seine auf die Geistes- und Sozialwissenschaften ausgedehnte hungarologische Konzeption, die in München mit dem sprachdidaktisch verengten Arbeitsprogramm des Instituts für Finnougristik/Uralistik der Ludwig-Maximilians-Universität wohl nicht kompatibel war, vermutlich besser verfolgen.

Die Arbeiten Lengyels kreisen um Kompromisse, Beziehungen und Vermittlungen. Kompromisse werden für das Gemeinsame etwa von Personen oder Institutionen geschlossen, die unterschiedliche oder sogar gegensätzlich Ansichten pflegen beziehungsweise gegenläufige Ziele verfolgen. Kompromisse bedürfen des guten Willens der Beteiligten, die zumindest die Absicht auf ein wie auch immer geartetes *modus vivendi* hegen. Kompromisse sind zugleich miteinander komplex verwobene Beziehungsgeschichten, die nicht nur über ihren Gegenstand einiges verraten, sondern auch über jene, die den Kompromiss eingehen, ihn rechtfertigen, gutheißen oder bedauern. Die Dissertation Lengyels trägt insofern einen vielsagenden, einen *sprechenden* Titel, als er anzeigt, dass ein Kompromiss *gefunden* werden muss und er eine Beziehung vielfältiger Ursprünge und Ausprägungen ausdrückt. Um diese Vielfalt von Beziehungsgeschichten drehen sich auch die meisten Texte des vorliegenden Sammelbandes, deren gemeinsamer Nenner vielleicht das verständige Zueinanderfinden unterschiedlicher Partner ist.

Im ersten Teil des Bandes geht es hauptsächlich um das Selbstverständnis des ungarischen Exils, das nach den politischen Umbrüchen in Ostmitteleuropa immer mehr zur kulturellen Diaspora geworden ist. »Was ist der Exilant Wert, wenn er ein Ungar ist?« Die Suche nach der Antwort auf diese Frage scheint die Hauptantriebskraft vieler ungarischer Exilanten nach 1945 gewesen zu sein. Diese Anspielung auf einen Vers des Dichters Endre Ady beschreibt die Suche von Schriftstellern und Wissenschaftlern – wie Thomas von Bogyay, Gyula Borbándi, Gyula Gombos, Zoltán Szabó und weiteren – nach Möglichkeiten, dem eigenen Exil einen spezifischen Sinn zu verleihen, und zwar in zweifacher Ausrichtung: zum einen sollte den aufnehmenden Gesellschaften Ungarn erklärt werden – jenseits der

offiziellen Propaganda. Zum anderen gab es auch die Bestrebung, auf Ungarn und die anderen ungarisch bewohnten Gebiete jenseits der Eisernen Vorhänge im Sinne westeuropäischer Freiheitsideale einzuwirken. Insbesondere galt und gilt dies für die Schriftsteller, die wussten, dass ihr Werk wohl nur im Rahmen des ungarischen Kulturkreislaufs fortleben würde. Der Blick richtete sich gen Osten, mochte der Schreibtisch im nordamerikanischen Hillsdale (wie im Falle von Gombos), in England (Zoltán Szabó, László Cs. Szabó) oder in München (Borbándi) stehen. Als aber in Ungarn Intellektuelle wie der Dichter Gyula Illyés in den frühen 1970er Jahren die ungarische Kultur mit einer Trillerpfeife verglichen, übersahen sie bei der Aufzählung von deren Mundstücken ausgerechnet das westeuropäische Exil. „Tradition schaffen“ – heißt daher ein Essay im Band, dessen Thema die Möglichkeit und Unmöglichkeit eigenständiger kultureller Traditionen ist. Lengyel plädiert in diesem 1985/1986 verfassten Text einerseits für ein tolerantes und liberales Verständnis ungarischer Diasporaidentität. Andererseits betont er die doppelte Bindung und die beinahe als ethische Pflicht verstandene Vermittlertätigkeit dieses Personenkreises: die Beförderung des freien und sachgerechten Informationsflusses zwischen Ost und West. Beispielhaft verweist er unter anderem auf die ungarische Literaturgeschichte von Lóránt Czigány, die 1984 in Oxford auf Englisch erschienen ist. Solche Werke pflegen aus der Überzeugung heraus zu entstehen, dass es möglich ist, in zwei Ländern gleichzeitig beheimatet zu sein. Dass Lengyel hierbei Lion Feuchtwanger genauso souverän zitiert wie Witold Gombrowicz, zeigt – jenseits seiner Belesenheit – die eigene zweifache Bindung und Selbstverpflichtung zur Vermittlertätigkeit.

Die meisten Beiträge des zweiten Teils befassen sich mit der Hungarologie in Deutschland, in engerem Rahmen mit dem Selbstbild des Ungarischen Instituts München. Sie verweisen auf die vielfältigen Forschungsprojekte und Expertisen, die in den Kompetenzbereich eines ungarinkundlichen Institutes fallen. Die jahrzehntelange Abschottung Ungarns, die in der kommunistischen Diktatur ausgebildeten Denkschemata führten dort jedoch dazu, dass die Ministerialbürokratie in den 1990er Jahren kaum etwas mit einem solchen Institut anzufangen vermochte, das als Fremdgewächs auf eben fremdem Boden bestand und nun in Ungarn wahrgenommen werden wollte. An seinem eigenen Standort blühte das Institut, wie schon erwähnt, am Anfang des neuen Jahrtausends auf, als es sich in den Aufgabenbereich der Kulturvermittlung einschaltete (für Beispiele vgl. S. 205). Dass dieser Tätigkeitsbereich nach einigen Jahren verschlankt werden musste, kommt in diesem Abschnitt vielleicht etwas zu kurz. Beeindruckend ist auch jene Vortragsreihe, die das Institut zusammen mit der Münchener Gruppe der Bewegung Katholischer Ungarischer Intellektueller (*Katolikus Magyar Értelmiségi Mozgalom*) in den Jahren 2004-2012 mit Referenten aus verschiedenen Berufsgruppen, Fachbereichen und Ländern durchführte. Dass diese Arbeit nicht nur Vermittlertätigkeit bedeutet, sondern Teil des eigenen Identitätsdiskurses ist, versteht sich von selbst, wenn man sich die illustren Namen der vortragenden Gäste vor Augen führt (S. 209-216). Diese Perspektive wirft die Frage nach der Einbindung solcher Vortragsreihen in größere Zusammenhänge auf: Wenn Kulturvermittlung Teil einer Identitätspolitik ist, dann müsste sie mit breiterer Reichweite auch andere Standorte in Deutschland, vielleicht sogar in Westeuropa erreichen.

Der letzte Block des Sammelbandes ist mit „Die Gegenwart der Vergangenheit – die Vergangenheit der Gegenwart“ überschrieben. Er vereint 14 Aufsätze, darunter fünf zur Geschichte Siebenbürgens, und ein Interview aus dem Jahre 2008. Un-

ter den Aufsätzen befinden sich Würdigungen siebenbürgischer-ungarischer Wissenschaftler wie Zsigmond Jakó und Attila T. Szabó oder Besprechungen etwa der ungarischsprachigen Fassung der Geschichte Siebenbürgens aus der Feder von Harald Roth. An anderer Stelle untersucht der Verfasser die Wallfahrt im szeklerischen Schomlenberg (*Șumuleu Ciuc, Csíksomlyó*) und ihre Bedeutung als ungarisch-ungarischer Begegnungsort. Lengyel stellt hier die in der Entstehungszeit des Aufsatzes (1989) vorausweisende Frage, ob denn der religiöse oder nicht eher der nationale Aspekt im Mittelpunkt dieser Wallfahrt stehe. Ein weiterer Aufsatz geht, ebenfalls auf Siebenbürgen bezogen, dem Spannungsverhältnis zwischen der Paneuropa-Bewegung der 1920er Jahre und dem Transsilvanismus nach. Dass die Idee einer europäischen Vereinigung mit ihrer Option, die nationalstaatlichen Grenzen durchlässiger werden zu lassen, in Kreisen der Siebenbürger Magyaren auf Widerhall stieß, vermag heute jene Leser nicht zu verwundern, die mit der Geschichte dieser Bevölkerungsgruppe vertraut sind. Interessant ist hierbei der Hinweis Lengyels, dass die politische Vertretung der ungarischen Minderheit in Rumänien Paneuropa dennoch nicht auf den Tagesordnungspunkt setzte, weil sie zu sehr auf das offizielle Budapest hörte, wo die Idee unbeliebt war.

In diesem Block sind drei Aufsätze Thomas von Bogyay (1909-1994), dem Gründungsdirektor des Ungarischen Instituts München gewidmet. Der Kunsthistoriker und Historiker Bogyay erscheint als stets zweifelnder, kritischer Wissenschaftler, als einer jener *großen Alten* des ungarischen Exils, die sich nicht in fachspezifischen Detailfragen verloren, sondern diese auch mit Fragen ebenso nationaler wie europäischer Tragweite zu verbinden suchten und wussten. Wissensvermittlung im Westen wie im Osten, freisinnige Offenheit für Neues, Pflege der kollegialen, ja menschlichen Beziehungen scheinen dabei wesentliche Charaktereigenschaften Bogyays gewesen zu sein.

Welches Fazit lässt sich in der Besprechung eines dermaßen reichhaltigen und vielfältigen Sammelbandes ziehen? Lässt sich überhaupt *eines* ziehen? Das Besondere des Bandes scheint zu sein, dass die drei Begriffe aus seinem Haupttitel fast immer (ausgesprochen oder unausgesprochen) sich aufeinander beziehen, einander bedingen, miteinander strukturell zusammenhängen. Die Verwurzelung in der multiethnischen Region Siebenbürgen bedingt wohl die ständige Suche nach einem Gesprächspartner, dies selbst zum Preis eines Neuanfangs. Die Gesamtbotschaft des Bandes ist wohl, dass die Gemeinschaft wichtiger ist als das Individuum. Lengyel bezeugt wiederholt den unermüdlichen Willen, das Individuum in der alten und in der neuen Heimat zu befähigen, seiner Umwelt in Nah und Fern ebenso ernsthafte wie realistische Angebote zu unterbreiten. So entstehen Beziehungsgeschichten, so kommt es zu Kompromissen und zum Miteinander, sofern und solange sich die Partner auf diese Beziehungen und Kompromisse einlassen. Möge der Band wenigstens mittelbar zur Entstehung und gedeihlichen Entwicklung von ungarisch-deutschen und ungarisch-ungarischen Beziehungen beitragen.

## Staat, Recht, Politik

GÖNCZI, KATALIN – CARLS, WIELAND: *Sächsisch-magdeburgisches Recht in Ungarn und Rumänien. Autonomie und Rechtstransfer im Donau- und Karpatenraum*. Unter Mitarbeit von BILY, INGE. Berlin/Boston: De Gruyter 2014. VIII, 223 S. 1 Kt. ISBN 978-3-11-029876-5. = *Ius saxonicomaideburgense in Oriente* 3.

Zu den großen Errungenschaften der politischen Veränderungen nach 1989 gehört die Möglichkeit, historische Forschung über die Grenzen von Staaten hinweg ohne ideologische und nationale Einengungen betreiben zu können. Historisch überregionale Phänomene können seitdem generell vom Ansatz her neu gedacht werden. Eines der *Kinder* dieser grenzübergreifenden Forschung ist das seit 2004 von der sächsischen Akademie unter Leitung von Prof. Dr. Heiner Lück betriebene Vorhaben: „Das sächsisch-magdeburgische Recht als kulturelles Bindeglied zwischen den Rechtsordnungen Ost- und Mitteleuropas“, das den Rechts- und Sprachtransfer des sächsisch-magdeburgischen Rechts in die heutigen Länder Ostmitteleuropas untersucht und in dessen Ergebnissen man die Euphorie des Anfangs immer noch deutlich wahrzunehmen vermeint. Nun ist der dritte Band der auf neun Bände angelegten Reihe „*Ius saxonicomaideburgense in Oriente*“ erschienen, der sich mit dem sächsisch-magdeburgischen Recht auf dem Gebiet des heutigen Ungarn und Rumänien beschäftigt.

Der Haupttext stammt aus der Feder von Katalin Gönczi, die sich durch Veröffentlichungen zum Magdeburger Recht und der ungarischen Rechtsgeschichte bereits einen Namen gemacht hat. Ihre Arbeit gliedert sich in folgende Hauptkapitel: Geschichtlicher Überblick über die Rechtsentwicklung, Forschungsgeschichte, Landesausbau und Stadtentwicklung sowie Rechtstransfer. In ihrer kurzen Einführung der Rechtsentwicklung der Regionen und Städte, also der Zips und Siebenbürgens, des ungarischen Städtewesens einschließlich der Bergstädte, geht sie von einer allgemeinen Entwicklung von Hospites- und Stadtrechten im ungarischen Staat aus, das sich in unterschiedlichen Facetten ausgeprägt hat. In der deutschsprachigen Literatur nicht zum ersten Mal formuliert, wird dieser Gedanke jedoch erstmalig konsequent zur Anwendung gebracht, indem die Regionen und Städte gleichrangig analysiert und beschrieben werden. Von besonders großem Wert ist die Darstellung der Geschichte der ungarischen Forschung zum Thema, deren unterschiedlichen Fragen und Erkenntnisse die Verfasserin detailliert in die jeweiligen Epochen ihrer Entstehung einbettet. Damit leistet sie einen wichtigen Beitrag für das Verständnis heutiger junger Rezipienten. Sie bietet auch einen knappen Überblick über die sächsisch-deutsche Forschung.

Als Elemente des Rechtstransfers beschreibt Gönczi unterschiedliche Formen von Siedlerfreiheiten, Rechtsverleihungen in Kleinpolen, in denen der Bezug zum Magdeburgischen Recht schon deutlich anklingt, und Stadtprivilegien. Ihnen widmet sie sich ausführlich, wobei sie die auf den ersten Blick unübersichtlich erscheinenden Ausprägungen des Stadtrechts in Ungarn in historische Kontinuitäten ordnet: die zentrale Rolle des Königs, die allmähliche Ausprägung eines *ius commune*, die im Grunde Neugründungen nach der einschneidenden Zäsur des Mongolensturms, Blütezeit und Niedergang. Ein wenig ausführlicher als auf den Rechtstransfer bei den Siebenbürger Sachsen geht sie auf den in der Zips ein. Die Gemeinsamkeiten zum Sachsenspiegel beschreibt sie als langjährige Symbiose un-

terschiedlicher Rechtskulturen in Ungarn; sie weist auch auf dauerhafte Verbindungen zum deutschen Rechtsgebiet etwa in Mitteldeutschland zur Universität Wittenberg oder in andere Gebiete deutschen Rechts in Ungarn hin. Ausführlich widmet sich Gönczi auch den Handschriften des Ofner Rechts und dessen Wirkungen, trägt dieses immerhin die bis heute viel diskutierte Selbstbezeichnung als Magdeburger Recht. Sie präsentiert zusammenfassend die Geschichte der Erforschung des Rechtsbuchs, vergleicht beispielhaft einige Textauszüge mit dem Sachsenspiegel und verweist dabei auch auf jüngste Forschungsergebnisse. Schließlich wendet sie sich auch den Rechten der Bergstädte und deren Bezug zum Ofner Recht zu.

In ihrer Zusammenfassung betont Gönczi, dass das Stuhlweißenburger Recht nicht vom sächsisch-magdeburgischen Recht geprägt war, nicht zuletzt deshalb, weil dieses gerade erst in der Phase der Ausprägung war. Für die spätere Zeit des mittelalterlichen Ungarn konnte jedoch der Nachweis sächsisch-magdeburgischen Rechts erbracht werden, auch wenn es oft in Mischformen mit einheimischen Rechten, wie dem *Tripartitum opus iuris*, auftrat. Die vorsichtigen, mitunter fast kleinlich erscheinenden Darstellungen sind charakteristisch für eine besondere Gründlichkeit: Die Verfasserin unterliegt nicht der Versuchung, scheinbar Offensichtliches zu generalisieren, um spekulativ zu werden. Damit wurde ein umso überzeugenderes Ergebnis erzielt.

Die Erfassung und Beschreibung der Rechtsquellen sächsisch-magdeburgischen Rechts im Untersuchungsgebiet, die durch Wieland Carls vorgenommen wurde, ermöglicht einen Zugriff zu den relevanten Quellen. Zwar ist die Rosenauer Handfeste, das Bergrecht aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, nicht ins Verzeichnis aufgenommen worden. Sie findet aber im Kapitel der Bergrechtsstädte von Katalin Gönczi Erwähnung.

Einige Fragen stellen sich dennoch. Auffällig ist das Ausklammern der rumänischen Forschung. Selbst wenn eine walachische beziehungsweise moldauische Rezeption sächsisch-magdeburgischen Rechts ausgeschlossen werden kann (eine Begegnung in Siebenbürgen lässt sich zumindest nachweisen), und wenn eine rumänische Sachsenspiegel-Forschung nicht existiert, so haben sich doch auch rumänische Forscher mit siebenbürgischer Stadt- und Rechtsgeschichte befasst.

Grundlagen der Untersuchungen sind aufgezeichnete Willküren, Codices, Stadtbücher und andere Rechtssammlungen. In der Hierarchie darunter liegende, in Urkunden überlieferte einzelne Rechtsakte, Zunftordnungen, Privilegien, Entschiede und dergleichen sowie ihr Zusammenspiel mit den aufgezeichneten Rechten bleiben weitgehend unbeachtet. Dies mag der Erfordernis leistbarer Arbeit geschuldet sein, doch wurden damit auch Möglichkeiten verschenkt: So blieb die Erforschung des Sprachtransfers mit der Begründung unterlassen, dass die Rechtstexte nicht in die ungarische Landessprache übernommen wurden, und sich die ungarische Sprache erst im 19. Jahrhundert zur Amtssprache entwickelte. Dennoch gibt es aus dem deutschen Recht ins Ungarische übernommene Begriffe: *polgármester* (Bürgermeister), *céh* (Zunft), wie umgekehrt auch Begriffe aus dem Ungarischen ins Deutsche übernommen wurden, zum Beispiel *Birsche* (*bírság*). Die Existenz einer ungarischen Zunftordnung in Klausenburg (*Kolozsvár, Cluj*) im Jahr 1475 legt den Gedanken nahe, dass im täglichen Gebrauch durchaus ein Sprachtransfer stattgefunden hat.

Ebenfalls aufgrund der Quellenauswahl ausgespart bleibt eine der grundlegenden Fragen, die mit dem sächsisch-magdeburgischen Recht in Verbindung stehen:

Ist es erkennbar an bestimmte Kodifikationen gebunden oder handelt es sich um eine eigentümliche Art und Weise, Recht zu denken?

Das ausführliche Quellen-, Literatur-, Orts- und Namensverzeichnis nennt dankenswerterweise auch ältere Namen wie Schlötzer, Schuler Libloy oder Tomaschek, gibt aber Urkundenbücher, wie die der Siebenbürger Sachsen, nur unvollständig an. Die von Inge Bily bearbeitete Karte vermittelt einen Überblick über wichtigste Städte und Regionen des ungarischen Königreichs in den Grenzen der heutigen Staaten Ungarn und Rumänien. Doch erscheint die Nennung der Region Burzenland neben den nicht eingezeichneten gleichrangigen siebenbürgischen Regionen Sieben und Zwei Stühle sowie Nösner Land als ungerechtfertigt.

Insgesamt ist das Buch eine sehr gute Überblicksdarstellung der Forschungsergebnisse nicht nur zum sächsisch-magdeburgischen Recht, sondern allgemein zur Geschichte der Ausprägung deutscher Rechte im mittelalterlichen Ungarn. Es bietet eine hervorragende Grundlage zur Vertiefung des Themas, und dies nicht nur in rechtsgeschichtlicher Hinsicht.

*Dirk Moldt*

Berlin

*Frieden und Konfliktmanagement in interkulturellen Räumen. Das Osmanische Reich und die Habsburgermonarchie in der Frühen Neuzeit.* Herausgegeben von STROHMEYER, ARNO – SPANNENBERGER, NORBERT. Unter Mitarbeit von PECH, ROBERT. Stuttgart: Franz Steiner 2013. 392 S. 7 sch/w Abb. ISBN 978-3-515-10434-0 = Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 45.

Dieser Band ist höchst aktuell. Europa sucht gerade verzweifelt seine Haltung zum Islam neu zu definieren, zum Flüchtlingsstrom im Mediterraneo und auf dem Balkan Stellung zu nehmen. Die Gebiete, die ehemals die Grenzen zum Osmanischen Reich markierten, stehen heute wieder im Mittelpunkt des europäischen Interesses – dies mit dem großen Unterschied allerdings, dass die Türkei, der Nachfolgestaat des Osmanischen Reiches, heute ebenfalls Ziel, sogar das erste Ziel der Flüchtlinge aus dem Nahen Osten, den ehemaligen Gebieten des Osmanischen Reiches ist.

Das Buch, dem eine internationale Fachtagung in Salzburg im Oktober 2009 voranging, thematisiert erneut die Beziehungen zwischen der Habsburgermonarchie und dem Osmanischen Reich in der Frühen Neuzeit, diesmal aber »die von der Forschung vernachlässigten friedlichen Dimensionen« (S. 9). Mit dem Versuch, diese Dimensionen gerade in den Jahrhunderten ununterbrochener Kriege und Dauerkonflikte zwischen Europa und Osmanen aufzuzeigen, könnte sich der Band sogar zum wichtigen historischen Bezugspunkt im aktuellen Diskurs entwickeln. Dass die Herausgeber, Arno *Strohmeier* und Norbert *Spannenberger*, auch auf Aktualität hinaus waren, beweist der Auftakt ihrer Einleitung (S. 11-28) mit einem Zitat aus der Rede des amerikanischen Präsidenten Barack Obama, gehalten am 4. Juni 2009 in Kairo. Die Herausgeber waren sich durchaus bewusst, dass die europäische Erinnerungskultur bezüglich den Osmanen von Konflikten und Kriegen bestimmt ist, wie dies aus den kurzen Darlegungen über die Schlacht bei Mohács (1526), die zweite Türkenbelagerung Wiens (1683) und den Debatten über den Beitritt der Türkei zur Europäischen Union ersichtlich wird. Aber Friedensverträge und Waffenstillstandsabkommen übertreffen zahlenmäßig die europäischen Türkenkriege der

Frühen Neuzeit. Also, behaupten die Herausgeber, »gab es somit genauso intensive Bemühungen um Konfliktreduktion und Frieden« (S. 11). Frieden wird hier zweifach definiert, nämlich erstens im Sinne von keinem Krieg oder »von einem Zustand geringer kollektiver beziehungsweise militärischer Gewaltverdichtung« (S. 18), und zweitens als »zeitgenössische Konzepte und Ideen« von »bestimmte[n] soziale[n] und politische[n] Verhältnisse[n]« (S. 19). In beiden Fällen entsteht Frieden durch »[e]rfolgreiches Konfliktmanagement«, das die »radikale Verschiedenheit regulier[t]«, wobei es »um eine Sonderform interkultureller Kommunikation« handelt (S. 21).

Das Buch enthält 14 deutschsprachige und sechs englischsprachige Beiträge, gegliedert in vier Teile: 1. »Friedenspolitik« und Konfliktvermeidungsstrategien (S. 29-141); 2. Friedensverträge und Waffenstillstandsabkommen (S. 143-220); 3. Diplomatie und Diplomaten (S. 221-308); 4. Krieg und Frieden im Diskurs (S. 308-383), sowie ein Autorenverzeichnis (S. 385-389).

Das Osmanische Reich wurde während der Frühen Neuzeit Mitglied des europäischen Mächtesystems. Selbst wenn das Konzept vom *Heiligen Krieg* weiterhin bestimmend blieb, traten realpolitische Interessen und wechselnde Machtkonstellationen in den Vordergrund (*É. Bóka*, S. 333-341). Wie dies in der Tat in Istanbul beziehungsweise in den Kreisen der Entscheidungsträger des Osmanischen Reiches vorstattenging und welche Faktoren, auch maßgebliche ökonomische und soziale, dabei im Spiel waren, wird für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts in zwei interessanten Beiträgen detailliert gezeigt (*G. İşıksel*, S. 51-61 und *J. P. Niederkorn*, S. 95-107).

Im frühneuzeitlichen Osmanenreich gab es auch literarische Friedensvorstellungen, auch wenn sie in erster Linie als *pax ottomanica* verstanden wurden (*N. Zahirović*, S. 361-370). Es wurden immer wieder Auffassungen vorgetragen, die im Konzept des *Heiligen Krieges* (*cihad*) jene Elemente betonten, die eine friedliche Koexistenz mit *Ungläubigen* ermöglichten, oder – wie Katib Çelebi (1609-1657) – sogar die Überlegenheit der Europäer in der Kultivierung der Wissenschaften anerkannten, und für einen friedlichen Austausch und Lernprozess argumentierten (*M. Kurz*, S. 343-359).

Dem Konzept des Bandes gemäß wird Friedensverträgen und Waffenstillstandsabkommen besondere Achtung geschenkt, ganz besonders aber dem Ablauf der Friedensverhandlungen von Karlowitz 1699 (*E. D. Petritsch*, *M. F. Molnár*, *D. Dierks*). In Hinblick auf den Frieden von Eisenburg (*Vasvár*) 1664 wurde auch die Stellung der ungarischen Stände zum Wiener Hof und zum Türkenkrieg dargelegt (*K. Toma*, S. 185-195).

Während die meisten Beiträge die Fragen von Krieg und Frieden von den gewichtigen Akteuren her angehen, werden solche Ereignisse und ganz besonders die wachsende staatliche Kontrolle im Alltag der slawonischen und kroatischen Grenze auch vergleichend und beinahe mit mikrohistorischem Ansatz dargestellt (*N. Štefanec*, S. 63-83).

Siebenbürgen war einerseits ein dauerhafter Brennpunkt der Konflikte zwischen Habsburgermonarchie und Osmanenreich, andererseits aber ermöglichte gerade diese Lage die Selbstbehauptung und gewisse Autonomie, dies wenn auch oft durch geschicktes Pendeln zwischen den zwei Großmächten, worüber mehrere Beiträge mit Ausführungen diplomatischer Details ein Bild entwerfen (*T. Oborni*, *Sz. Varga*, *S. Papp*, *G. Kármán*).

Venedig war bekannterweise ein wichtiger Akteur der frühneuzeitlichen europäisch-osmanischen *Koexistenz* und konnte seine sonst schwindende Bedeutung auf diesem Gebiet bewahren, ja als Zentrum der Diplomatie sogar erhöhen (E. Eickhoff, S. 129-141).

Die Diplomatie nahm eine immer größere Rolle ein, wobei die Feinheiten der Wortführung und der Gesten vorherrschten. Hierzu werden speziell die *Freundschaft*, die finanziellen Grundlagen der habsburgischen Diplomatie und die Geschenke des Sultans für den Kaiser untersucht, außerdem ein »transkultureller Vermittler«, Ibrahim Müteferrika, gebürtig aus Siebenbürgen in den 1670er Jahren, vorgestellt (A. Strohmayer, H. Rudolph, H. Reindl-Kiel, Zs. *Barbarics-Hermanik*).

Im 18. Jahrhundert veränderte sich die Haltung der Habsburgermonarchie den Osmanen gegenüber. Trotz mehrerer Türkenkriege wurde aus dem *Erbfeind* ein exotischer Nachbar, mit dem man Handel treiben und auch über mögliche Allianzen verhandeln konnte, wobei aber den letzten Türkenkrieg 1788-1791 in Südosteuropa konkurrierende Expansionspläne von Zarin Katharina II. und von Kaiser Joseph II. im Südosteuropa motivierten (I. Parvev, S. 371-383).

Der Haupttitel des Buches ist vielversprechend, doch die geweckten Erwartungen scheinen uneingelöst zu bleiben. *Konfliktmanagement* (*conflict management*) ist in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein bedeutungsträchtiges Wort geworden, ja sogar eine Bezeichnung für eine spezifische Disziplin, die innerhalb der zeitgemäßen Sozialwissenschaften auf interdisziplinärer Basis eigene Theorien und Praktika entwickelt und an mehreren Universitäten als eigenständiges Magisterstudium gewählt werden kann. Mit Friedensstiftung in internationalen Beziehungen ist allerdings eher der Begriff der *Konfliktlösung* (*conflict resolution*) verbunden. Das Buch bezieht sich in keiner Weise auf die Theorie und Praxis dieser modernen Disziplin. Überhaupt baut der Sammelband auf keine sozialwissenschaftliche Basis auf, die meisten Beiträge bleiben der traditionellen Diplomatiegeschichte verhaftet und liefern somit eher zur *Konfliktregelung* (*conflict settlement*) historisches Material.

Wirtschaftsgeschichtliche Aspekte, die Krieg und Frieden besser verständlich machen könnten, kommen zu kurz, ebenso Sozialgeschichte und Alltagsgeschichte, welche die Auswirkungen von Krieg und Frieden auf die Lebensbedingungen besser illustrieren könnten. Der Begriff von »interkulturellen Räumen« bleibt ebenfalls undefiniert; es wird nicht einmal erklärt, warum hier Plural und nicht Singular gerechtfertigt ist. Bei einer feinen Definition von *Kultur* kann Europa der Frühen Neuzeit in vielerlei Hinsicht als *interkultureller Raum* oder als eine Vielzahl von *interkulturellen Räumen* beschrieben werden, die durch verschiedene Identitäten, etwa Sprache, Religion, lokale und nationale Zugehörigkeit, sozioökonomischer Status, bedingt sind. Dass das Osmanische Reich hinzu kam, erhöhte nur die mögliche Varianz der Interkulturalität.

Da sowohl die Behandlung von Konflikten als auch der interkulturelle Austausch eine Kommunikation in spezifischen Formen voraussetzt, hätte dieser Aspekt stärker im Fokus des Buches gestellt werden können. Im Band sind mehrere Beispiele enthalten, wie etwa die feinen, symmetrischen Gesten beim Austausch von Großbotschaften (Strohmeyer, S. 236) oder der eben leer gebliebene Gabentisch beim Frieden von 1791 (Reindl-Kiel, S. 277), aber systematisch wurde der kommunikationsgeschichtliche Aspekt nicht erarbeitet.

Diese Erwägungen sind als Stimulanz zur Weiterführung des eingeschlagenen Weges zu verstehen. Das Buch liefert jedenfalls durchaus wertvolle und interessan-

te Beiträge zur Geschichte der Beziehungen der Habsburgermonarchie und des Osmanischen Reiches in der Frühen Neuzeit.

*Antal Szántay*

Budapest

*Der österreichische Neoabsolutismus als Verfassungs- und Verwaltungsproblem. Diskussionen über einen strittigen Epochenbegriff.* Herausgegeben von BRANDT, HARM-HINRICH. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2014. 520 S. ISBN 978-3-205-79580-3 = Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 108.

Der vom emeritierten Würzburger Professor Harm-Hinrich *Brandt* herausgegebene Band ist eine sinn- und gehaltvolle Kombination von eigenständigen Abhandlungen und von Konferenzbeiträgen: Die Teilnehmer einer im April 2011 in Würzburg zum Thema des Neoabsolutismus abgehaltenen Tagung haben ihre Referate sorgfältig weiterentwickelt und ergänzt. Anhand der hier in redigierter Form veröffentlichten Protokolle der über die einzelnen Referate geführten spontanen Diskussionen können auch die Konturen von Meinungs- und Auffassungsunterschieden eindeutig wahrgenommen werden. Dank dieser problemorientierten Edition müssen die Leser nicht selbst aus den minutiös formulierten fachlichen Äußerungen verschiedener Historiker nuancierte Unterschiede oder sogar gegensätzliche Thesen erkennen und deren Ursachen bestimmen.

Im Vorwort stellt der Herausgeber klar, dass die Tagung vor allem den Begriff *Neoabsolutismus* als Epochenbegriff überprüfen sollte. In der Einleitung erörtert *Brandt* als hervorragender Spezialist der internationalen Forschung über diese Periode die Grundprobleme und strittigen Elemente dieser Überprüfung. Er stellt zu Recht fest, dass die Periode des Neoabsolutismus, das heißt, die der Revolution 1848 folgenden Jahre zwischen der förmlichen Beseitigung der 1849er Märzverfassung im Dezember 1851 und dem Erlass der Reichsverfassung 1860/1861, in den letzten Jahrzehnten sowohl in Österreich als auch in den Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie – so auch in Ungarn – als auch in Deutschland intensiver als früher bearbeitet worden ist. Viele neue Forschungsergebnisse sollen überprüft, gegeneinander gestellt und synthetisiert werden. Bei der Würzburger Tagung lieferten einige Referenten – Wilhelm *Brauneder*, Waltraud *Heindl*, Thomas *Kletečka*, Herbert *Matis*, Helmut *Rumpler*, Matthias *Stickler* – thesenartige Zusammenfassungen eigener älterer Forschungen, während andere – Christof *Aichner*, Brigitte *Mazohl*, Tonja *Kraler*, Harm-Hinrich *Brandt*, Andreas *Gottsmann*, Zsolt K. *Lengyel*, Stefan *Malfer*, Georg *Seiderer* – neue Forschungsprojekte präsentierten. Einen dritten Referatstyp vertrat Milan *Hlavačka*, der einen Überblick über die tschechische Historiografie der letzten dreißig Jahre bezüglich der Bewertung des Neoabsolutismus vorlegte. Historiker, Rechtshistoriker und Wirtschaftshistoriker erörterten ihre speziellen Gesichtspunkte, unter ihnen die Spezialisten der Geschichte verschiedener Provinzen der Habsburgermonarchie (Lombardo-Venezien, Böhmen-Mähren, Ungarn, Österreich). Vielfältige Gebiete der Regierungspolitik (Verfassung, Verwaltung, Justiz, Kultur, Unterrichtswesen) wurden detailliert und nur andeutungsweise dargestellt. Diese Vielfältigkeit kann »vielschichtige (und auch widersprüchliche) Aspekte« der nachrevolutionären Periode beleuchten.

Der Begriff *Neoabsolutismus* weist auf die autokratischen Regierungsprinzipien, die Praxis der »reinen Monarchie«, das heißt, des Absolutismus, auf die Ablehnung

des Konstitutionalismus und Liberalismus als wichtigstes Kennzeichen dieser Periode hin. In jüngster Zeit wird allerdings seine Verwendung auch mal bestritten. Im Rahmen der Würzburger Konferenz stellte ihn vor allem Helmut *Rumpler* (Universität Klagenfurt, Österreichische Akademie der Wissenschaften) als zu eng und ausschließlich an der Verfassungsfrage orientiert grundsätzlich in Frage. Seiner Meinung nach bildete die Periode vom März 1848 bis zum österreichisch-ungarischen Ausgleich 1867 eine zusammengehörige Epoche der Reform, der sowohl administrativen als auch gesellschaftlichen Modernisierung, so dass sie nicht lediglich auf der verfassungspolitischen Ebene bewertet werden dürfe. Rumpler sieht das Fehlen des Konstitutionalismus vor 1861 und dessen beschränkte Existenz danach als untergeordneten Faktor an. Aufgrund anderer Argumentation stellte auch der Rechtshistoriker Wilhelm *Brauneder* (Universität Wien) die Verwendung des Epochenbegriffes *Neoabsolutismus* in Abrede. Laut seiner Feststellung sei ab 1852 das System »neoständischer Monarchie mit Interessenvertretung« entsprechend den Prinzipien des historischen Staatsrechts weiter entwickelt worden, das sich nach der partiellen Umgestaltung im Jahre 1861 bis zum Erlass der Dezemberverfassung von 1867 grundsätzlich nicht verändert habe. Unter diesem Gesichtspunkt mag die Periode des historischen Staatsrechts nicht als die Antithese zum Konstitutionalismus, sondern als ein Durchgangsstadium hin zum Konstitutionalismus bezeichnet werden. Brigitte *Mazohl* (Universität Innsbruck) betonte die Elemente der Kontinuität der Herrschaftsausübung in eine andere Richtung. Die Regierungspraxis vor und nach 1848 habe nämlich trotz der zahlreichen Unterschiede viele gleiche Elemente aufgewiesen (zum Beispiel die ähnliche Funktion von Staatsrat und Reichsrat). Als eine weitere Diskussionsfrage wurde von Herbert *Matis* (Universität Wien) hervorgehoben, ob die Mischung aus autokratischer Herrschaftsausübung und einer Reformpolitik von wenigstens teilweise liberaler Prägung (zum Beispiel in Bezug auf Wirtschaftspolitik) als einzigartiges Kennzeichen des österreichischen Neoabsolutismus angesehen werden könne. Nach dieser Darlegung könnten bestimmte – voneinander sowohl in geografischer als auch temporaler Hinsicht entfernte – Regierungen wie China heutzutage oder Frankreich unter Napoleon III. als Beispiele für eine solche Kombination gelten. Die Elemente solcher Reformpolitik seien in Österreich sogar in der vormärzlichen Periode feststellbar.

Demgegenüber haben vor allem *Brandt*, Waltraud *Heindl* (Österreichische Akademie der Wissenschaften), Thomas *Kletečka* (Österreichische Akademie der Wissenschaften), Stefan *Malfèr* (Österreichische Akademie der Wissenschaften) und Georg *Seiderer* (Universität Erlangen-Nürnberg) den Beweis dafür angetreten, dass die Frage der Partizipation in Europa zur Mitte des 19. Jahrhunderts einen entscheidenden politischen Faktor bildete, so dass sie nicht als zweitrangig behandelt werden dürfe. Die genannten Personen bezeichneten die Jahre bis zur Februarverfassung von 1861 als eine separate Epoche mit einem monarchisch-bürokratischen Herrschaftssystem (*Brandt*), einem »beratenden Modell« anstatt eines Konstitutionalismus (*Malfèr*), einem »totalen Verwaltungsstaat, mit einem autokratisch regierenden Kaiser« (*Heindl*). Im Zentrum des Herrschaftssystems stand der junge Monarch, der auf den ganzen Wirkungskreis eines absoluten Alleinherrschers Anspruch erhob. Nach der Meinung dieses Diskutantenkreises soll der Begriff *Modernisierung* genau definiert und dessen Elemente in der Regierungspraxis zu verschiedenen Zeitpunkten differenziert untersucht werden. Der Neoabsolutismus könne, wenn auch nur in bestimmter Hinsicht, als *Modernisierungsdiktatur* interpretiert werden. So bildete der Drang nach Archaismen (zum Beispiel die Ablehnung

des Nationalen als politisches Prinzip) auch einen fundamentalen Gestaltungsfaktor.

Die in diesem Band versammelten Aufsätze haben unsere Kenntnisse bezüglich mehrerer Detailprobleme weiter bereichert.

Die Geschichtswissenschaft unterscheidet auf der Ebene der Wiener Zentralregierung schon längst die Bestrebungen und Konflikte von zwei Gruppen – nämlich der Anhänger der etatistisch-bürokratischen Modernisierung und der neoständisch orientierten Konservativen –, und behandelt dementsprechend zwei Machtzentren: die Ministerkonferenz und den Reichsrat. Die politischen Zielsetzungen und Strategien der ersten Gruppe haben in Würzburg *Seiderer* am Beispiel der Kommunalverfassung, *Brandt* und *Lengyel* (Universität Regensburg) dagegen durch die Darstellung der verschiedenen Projekte für Landesvertretungen mit beratender, aber keiner mitbestimmenden Befugnis präsentiert. Diese Abhandlungen beleuchten die Tätigkeit von Innenminister Bach nuancenreich und umsichtig. *Lengyel* untersuchte anhand tiefgreifend ausgewerteter neuer archivalischer Quellen die Vorbereitungen zur Einrichtung der Landesvertretung in Ungarn in den Jahren 1854/1856 und die Ursachen ihres Fiaskos.

Andererseits behandelten einige Referate das neoständisch-konservative Programm. Die ersten Ergebnisse des Projektes für die Bearbeitung der Korrespondenz von Unterrichtsminister Leo Graf Thun-Hohenstein wurden als „Werkstattbericht“ über die Bildungsreform bekannt gegeben (Christof *Aichner*, Brigitte *Mazohl*, Tanja *Kraler*, Universität Innsbruck). Andreas *Gottsmann* (Österreichisches Kulturforum, Rom) stellte den Prozess der Verstaatlichung der Kunstpolitik unter dem Grafen Thun dar. *Brandt* analysierte in einem eigenen Referat die Tätigkeit der neoständisch orientierten Konservativen in Böhmen. *Seiderer* machte darauf aufmerksam gemacht, dass weder die Ministerkonferenz als Kollegium mit Bestrebungen etatistisch-bürokratischer Modernisierung noch der Reichsrat mit jenen von neoständischem Konservatismus identifiziert werden dürfe. Unter ihren Mitgliedern waren Persönlichkeiten verschiedener politischer Tendenzen zu finden. Aus den Publikationen der Ministerrats- und Ministerkonferenzprotokolle ist recht viel über die Minister bekannt. Die noch ausstehende Untersuchung der Reichsratsdiskussionen wird wahrscheinlich noch viele neue nützliche Informationen zutage fördern.

Aus diesen Abhandlungen können wir nicht nur auf neu bearbeitete Forschungsthemen, sondern auch auf Lücken schließen. Überraschend wenig neue Forschungsergebnisse wurden zum Beispiel bezüglich des Monarchen selbst präsentiert, obwohl Matthias *Stickler* (Universität Würzburg) zu Recht darauf hingewiesen hat, dass das naive Vertrauen in die Führungsfähigkeiten des Kaisers diesen jungen Mann überforderte – wenn er denn selbst nicht nur herrschen, sondern auch regieren wollte –, was eine der wesentlichen Schwachstellen des neoabsolutistischen Systems war. Der Name des ersten Generaladjutanten Karl Ludwig Graf Grüne wurde in den Referaten auch nur sporadisch erwähnt, obwohl dessen persönlicher Einfluss auf den jungen Franz Joseph I. nicht ignoriert werden kann. *Brandt* weist im Vorwort darauf hin, dass wichtige Probleme nur im Rahmen anderer Themen gestreift werden könnten. So kamen die Rolle des Militärs und die Nationalitätenprobleme nur implizit zur Sprache. Die Konflikte bezüglich der Amts- oder Unterrichtssprache wurden in mehreren Referaten kurz und ziemlich undifferenziert erörtert. Weder die Prinzipien noch die Praxis der Nationalitätenpolitik der Wiener Regierung blieben während dieses Jahrzehnts unverändert. Was

richtig ist bezüglich 1860, ist nicht zutreffend für das Jahr 1855, ja nicht einmal für Herbst 1849 oder 1850. Die Regierung des Neoabsolutismus betrachtete den Staat neben dem Monarchen als wichtigsten gesellschaftsintegrierenden Faktor und bedeutendsten politischen Akteur. Demgemäß haben alle Würzburger Referate den Staat in den Mittelpunkt gestellt und somit die Geschichte dieser Periode mit den Entfaltungsprozessen der staatlichen Institutionen identifiziert.

Dieser stattliche Band stellt geistreich und spannend alte und neue Fragen, die er teils erfolgreich beantwortet, teils als Impulse für zukünftige Forschungen offen lässt.

Ágnes Deák

Szeged

SEIDERER, GEORG: *Österreichs Neugestaltung. Verfassungspolitik und Verwaltungsreform im österreichischen Neoabsolutismus unter Alexander Bach 1849-1859*. Herausgegeben vom Institut für Neuzeit- und Zeitgeschichtsforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften 2015. 553 S. ISBN 978-3-7001-7563-6 = Studien zur Geschichte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie 34.

Georg Seiderer von der Universität Erlangen-Nürnberg legt hier seine in den Jahren 2003/2004 erstellte Habilitationsschrift in einer erweiterten Fassung vor. Auf dem Titelblatt ist das Porträt des österreichischen Innenministers Alexander von Bach zu sehen, obwohl Seiderer keine Lebensbeschreibung oder politische Biografie darbietet, sondern die sinnvolle Analyse der verfassungspolitischen Prinzipien der Regierung der Habsburgermonarchie in den 1850er Jahren, einschließlich ihrer Veränderungen, und die sorgfältige Erörterung der zwei großen Verwaltungsreformen dieses Jahrzehnts (1849/1850, 1852/1854). Die politischen Konzeptionen des Innenministers bilden aber das Hauptthema seines Werkes.

Seiderer verarbeitet eingehend die Ergebnisse der in den vergangenen Jahrzehnten erheblich vermehrten Quellenpublikationen und Fachliteratur. Er hat selbst archivalische Quellen entdeckt und trifft auf deren Grundlage wichtige neue Feststellungen.

In der Einleitung erörtert der Verfasser seine Fragestellungen, stellt die Hauptgestalt, Innenminister Bach vor und legt seine methodologischen Prinzipien fest. Dann schildert er die gesellschaftlichen und politischen Umstände der Habsburgermonarchie in der vormärzlichen Periode und in den Jahren 1848/1849 („Die Habsburgermonarchie vor der Revolution“). Im dritten Kapitel umreißt Seiderer den Wechsel der Regierungsmaximen, das heißt, den Prozess der Dekonstitutionalisierung zwischen 1849 und 1852 als Rahmenbedingung der von ihm untersuchten Reformkonzeptionen („Von der Revolution zur Dekonstitutionalisierung: Die Verfassungsfrage 1849-1852“). Die Kennzeichen dieses Prozesses identifiziert er als Modernisierung und Bürokratisierung, Zentralisierung und Unifizierung, Repression mit gewissen rechtsstaatlichen Elementen. Die Ablehnung des Konstitutionalismus und die Proklamation der »reinen Monarchie« im Sylvesterpatent vom 31. Dezember 1851 brachten die Ausdehnung der Staatlichkeit mit sich. In den letzten drei Kapiteln analysiert Seiderer an drei Beispielen diese »Durchsetzung des Staates«. Erstens untersucht und vergleicht er die Hauptthesen der zwei oben erwähnten Verwaltungsreformen und deren Diskussionen unter den führenden Politikern

(„Durchsetzung des Staates: Der neoabsolutistische Verwaltungsneubau“). Zweitens legt er die Revision der im März 1849 proklamierten Gemeindeverfassung und die Zielsetzungen zur erheblichen Einschränkung der Selbstverwaltungsrechte dar („Gemeindeverfassung und adelige Selbstverwaltung“). Schließlich prüft er die verschiedenen Varianten des Programmes von »Interessenvertretung« als von den Machthabern angekündigte Alternativen gegenüber der modernen politischen Partizipation, die durch Errichtung von beratenden Kollegien neben den Statthaltereien mit – vom Monarchen – ernannten Mitgliedern die Schroffheit des Absolutismus zu mildern, anstatt »Mitbestimmung« das Recht auf »Mitsprechung« versprochen („Von den Landesverfassungen zu den Landesstatuten: Verfassungspolitik im neoabsolutistischen Staat“).

Der Verfasser bedient sich sowohl im zeitlichen als auch im geografischen Sinn eines weiten Horizonts: Er stellt die vormärzlichen Antezedenzen jedes Problems dar und unterscheidet sorgfältig die zu verschiedenen Zeitpunkten gestalteten Konzepte und Projekte voneinander, um die inneren Perioden der 1850er Jahre genau identifizieren zu können. Er lässt sich über die Analogien und Veränderungen in den 1860er Jahren aus, gelegentlich sogar über die Konsequenzen bis hin zur Auflösung der Habsburgermonarchie. Andererseits bietet er auch geografisch ein differenziertes Bild über die vielfarbigen Provinzen der Monarchie. Und er blickt überdies auch über die Grenzen der Monarchie hinaus. Er stellt die Parallelen oder gegensätzlichen Entwicklungstendenzen in den deutschen Staaten dar, um entscheiden zu können, was als deutscher Normalfall und was als österreichische Eigentümlichkeit betrachtet werden soll.

Seiderer beurteilt die Tätigkeit des Innenministers Bach sehr umsichtig. Er betrachtet ihn weder als bösen Geist der Regierung noch als verkannten Reformers. Er bestreitet die schematische Feststellung, dass Bach der Verräter der im Jahre 1848 noch von ihm auch vertretenen liberalen Prinzipien geworden ist, um an die Spitze der politischen Macht gelangen und dort bleiben zu können. Seiderer weist die Elemente der Kontinuität nach, kehrt aber auch die Punkte hervor, an denen Bach seine Ansichten wirklich veränderte oder wo er im Kraftfeld gegenseitiger politischer Tendenzen gezwungen war, seinen Rivalen nachzugeben. Der Verfasser distanziert sich von seinem Helden, hilft jedoch, ihn zu verstehen. Er betont, dass die Programme der Gegner von Bach ebenfalls eingehend untersucht werden sollten. Zum Beispiel darf der Reichsrat nicht für ein homogenes Kollegium von neoständisch-konservativer Prägung gehalten werden, wie natürlich auch nicht jeder Minister ein konsequenter Reformers war.

Seiderer stellt den jungen Monarchen als selbständigen politischen Faktor vor, der unabhängig vom Einfluss seiner führenden Politiker eine Triebfeder des Dekonstitutionalisierungsprozesses war, zum Beispiel in Bezug auf die Kommunalverfassung oder die Beschränkung des Wirkungsbereiches der Minister.

Dieses Werk ist einer der wichtigsten Beiträge zur Erforschung des österreichischen Neoabsolutismus in den letzten zwei Jahrzehnten.

DEÁK, ÁGNES: „Zsandáros és policzájós idők”. *Államrendőrség Magyarországon, 1849-1867* [„Die Zeiten mit Gendarmen und Polizisten“. *Staatspolizei in Ungarn 1849-1867*]. Budapest: Osiris 2015. 662 S. 25 sch/w Abb. ISBN 978-9-632-76255-5.

Die Zeit des Neoabsolutismus stellt in der Geschichte der Habsburgermonarchie einen relativ wenig erforschten und kontroversen Abschnitt dar, dies vor allem in Bezug auf die Vorgänge in Ungarn und, im Allgemeinen, in den östlichen Kronländern. In der klassischen ungarischen Geschichtsschreibung wurde der Neoabsolutismus nicht nur im Jahrzehnt der Ministerschaft von Alexander Bach, sondern auch in der Übergangszeit bis zum österreichisch-ungarischen Ausgleich 1867 betrachtet und dabei hauptsächlich die Willkürherrschaft, die Schikanen des Polizeistaates und die Atmosphäre nach der Niederschlagung der Revolution und des Freiheitskampfes 1848/1849 hervorgehoben. In der Neubewertung und der tieferen Erforschung der Aspekte dieser sehr wichtigen Zeitspanne hat Ágnes Deák durch die systematische Erforschung des Archivmaterials und ihre Veröffentlichungen – neben wenigen Kollegen im In- und Ausland – eine Pionierarbeit geleistet, der ihre vorliegende Monografie eine Krone aufsetzt.

Der Titel selbst bringt uns die Perzeption des neoabsolutistischen Regimes in der Bevölkerung nahe – wo dieses weitgehend mit den Figuren der Gendarmen, Polizisten oder *Bach-Husaren* identifiziert wurde; die Formulierung stammt aus einer Satirezeitung des Jahres 1861, als die Presse wieder frei genug war, die Geschehnisse des vergangenen Jahrzehnts zu bewerten.

Wie in allen autoritären Regimen der Geschichte, spielte die Geheimpolizei und das Spitzelwesen während des Neoabsolutismus eine wichtige Rolle. Die Informanten übermittelten den Behörden Angaben über die Zustände und Stimmung in der Bevölkerung, vor allem im Anschluss an die Niederschlagung des Freiheitskampfes. Die Entwicklung und die Institutionalisierung der Funktionen des Staates mittels der schon bekannten Reformen der Bach-Dekade lässt sich auch in der graduellen Entwicklung und Zentralisierung des Geheimdienstwesens beobachten. Die ersten zwei Kapitel des Buches, „Staatspolizei in Österreich vor 1849“ und „Die staatlichen Organe der öffentlichen Ordnung und ihre Tätigkeit“ bieten nicht nur eine chronologische Beschreibung der Vorgeschichte dieser Behörden, sondern auch eine Einführung in die Theorie und Terminologie des Polizeiwesens; gleichzeitig werden auch die Grenzen der Forschung festgelegt, die durch die relativ karge Präsenz des Archivmaterials bedingt sind.

Die chronologische Schilderung der Entwicklung der Staatspolizei wird in den nächsten zwei Kapiteln vorgenommen, „Auf den Spuren der Revolutionäre – die geheimpolizeiliche Tätigkeit unter der Aufsicht des Innenministers Bach“ und „»Einheit und Gleichförmigkeit« – die Tätigkeit der Staatspolizei unter der Leitung von Baron Kempen“. Diese Phase umfasst hauptsächlich die Zentralisierung des zunächst chaotisch geordneten Geheimpolizeiwesens, begleitet und gesteuert von Einrichtungen wie die bereits erwähnte Gendarmerie beziehungsweise die Oberste Polizeibehörde. In Folge dieser Vorgänge entfalten sich auch Konflikte zwischen den verschiedenen Verwaltungsebenen und Institutionen, so bei den Versuchen der Obersten Polizeibehörde, die Statthalter der jeweiligen Kronländer von der Ausübung der geheimpolizeilichen Tätigkeiten auszuschließen, was den widersprüchlichen Charakter der Bach-Ära auch in dieser Hinsicht unterstreicht. Diese Phase brachte durch ihre komplexe Natur und das gestiegene Interesse des Staates

an neuen Informationen, aber auch infolge permanenter revolutionärer Tätigkeiten im Untergrund eine sehr große Aktenmenge hervor.

Die Änderung des politischen Regimes nach dem Zusammenbruch des Neoabsolutismus wird in den nächsten Kapiteln genau nachgezeichnet. Einerseits erscheint eine Intensivierung der geheimpolizeilichen Tätigkeiten in der trüben Atmosphäre nach 1859, andererseits beginnt ein Abbau des Geheimdienstwesens, der sich auch in Aktenvernichtungen konkretisierte, während auf der zentralen Ebene die Diskussion um die Zukunft der staatspolizeilichen Einrichtungen zu einem politischen Tauziehen wurde. Dieser letzte Abschnitt der chronologischen Schilderung wird in zwei Kapiteln beschrieben: „Die Monate der Bedrängnis – das staatspolizeiliche Datensammeln 1860-1861“ und „Im Schatten des Provisoriums – die Staatspolizei unter veränderten politischen Bedingungen 1861-1867“.

Die nächsten Kapitel haben einen analytischen Charakter und konzentrieren sich auf die Informanten als Personen. Die Motive des Beitritts zum Netzwerk der Staatspolizei waren – von der einfachen Gewinnsucht der für die damalige Zeit saftig honorierten Personen bis hin zur Rache oder Opportunität zum Aufstieg auf der Karriereleiter – sehr verschieden. Die Informanten stammten aus allen Schichten der Gesellschaft, die Behörden aber versuchten die Beamten und Mitarbeiter der Polizeidienste nur ausnahmsweise als Berichterstatter einzubinden. Diese Aspekte schlugen sich auf die Art und Weise der Berichterstattung nieder. Die Berichte, häufig als Zeitungsartikel für fiktive Redaktionen verfasst, enthielten mehr oder weniger wichtige oder wahre Angaben, häufig aber auch Übertreibungen oder Gerüchte, deren Wahrheitsgehalt nur schwierig einzuschätzen war. Das Kapitel „Die Konfidenten – Schattenbilder in verschiedenen Lichtbrechungen“ schildert die allgemeinen Aspekte, das nächste über „Einige Porträts aus der Welt der Polizeikonfidenten“ stellt ausgewählte Fälle wichtiger ungarischer Informanten vor.

Den offensichtlich begründeten Vermutungen der zeitgenössischen Gesellschaft, dass die Briefe von der Polizei mitgelesen wurden, geht das Kapitel über den »Logendienst« der Post nach („Das Netzwerk der geheimen Postlogen“) und legt anhand der vorhandenen Quellen dar, wie dieses System aufgebaut war. Ein anderes Kapitel ist der Finanzierung des Informantennetzwerkes gewidmet („Die Finanzierung der Ausgaben der Staatspolizei“). Hier handelte es sich um spezielle Ausgabenposten des Staatsbudgets, die an die jeweiligen Verantwortlichen auf zentraler oder lokaler Ebene weitergeleitet wurden und hauptsächlich der Entlohnung der Informanten und der Unterstützung der loyalen Zeitungen dienten. Die Geheimhaltung von deren Namen hatte oberste Priorität; so kam es nicht selten vor, dass die Polizeidirektoren für die Übernahme der Honorare zeichneten. Schließlich wird der Abbau des Staatspolizeiwesens bis zum Jahr 1867 geschildert („Der geordnete Rückzug – die Auflösung des staatspolizeilichen Netzwerkes in Ungarn im Jahre 1867“). Im Jahr des österreichisch-ungarischen Ausgleichs endete auch die Reihe der für die vorherige Zeitspanne charakteristischen Stimmungsberichte. Die heiklen Aspekte der Wahrnehmung der Tätigkeit der Geimpolizei und der einzelnen Informanten – deren Identität in der Gesellschaft sehr häufig bekannt war –, werden in einem getrennten Kapitel beschrieben („Die Zeiten der Gendarmen und Polizisten – Schutzmechanismen der Gesellschaft“). Für die ehemaligen Informanten brachen nach 1860 und noch mehr nach 1867 schwierige Zeiten an, ihr Unterhalt erlegte dem Staat neue Kosten auf. Teilweise diente die Übersendung nach Wien oder die Vernichtung vieler Unterlagen der Beseitigung eben dieser Spuren.

Die bekannten Informanten und ihre Tätigkeit im Allgemeinen bildet bis heute einen wesentlichen Teil der Erinnerung an die Zeiten des Neoabsolutismus.

Eine der wichtigsten Schlussfolgerungen dieses Werkes ist, dass die Überwachung, die bedrückende Späheirichtung im Interesse der Geheimpolizei, einen Teil der neoabsolutistischen Herrschaftsstrategie bildete. Die Präsenz mehrerer übergeordneter Stellen führte auch zu Reibungen. Im Vergleich zu den Wahrnehmungen der Zeit waren tatsächlich viel weniger Informanten aktiv, und auf der Ebene der Leitung waren viel mehr Militärs tätig als in der Forschung bisher angenommen wurde. Diese Analyse des Informantenwesens bietet jedenfalls ein sehr interessantes Bild jener Zeit, in der sich Verrat mit Gerüchten vermischten, und die Tätigkeit mehr oder minder professioneller Berichterstatter auch massive Fehlgriffe beinhaltete.

Die Verfasserin hat, gestützt auf das hauptsächlich in Budapest und Wien erschlossene und akkurat aufgearbeitete Archivmaterial, auch Tabellen der nachgewiesenen Informanten aus Ungarn und den ungarischen Nebenländern erstellt. Die Angaben hinsichtlich der anderen Kronländer fallen proportional weniger aus. Für das eigentliche Kronland Ungarn deckt dieses Werk die mannigfaltigen Aspekte der geheimpolizeilichen Tätigkeit des Neoabsolutismus in der Bach-Dekade erschöpfend ab und ermöglicht einen gründlichen Einblick in die Jahre des Übergangs bis 1867.

Loránd L. Mádly

Klausenburg

*Staatsbürgerschaft und Teilhabe. Bürgerliche, politische und soziale Rechte im östlichen Europa.* Herausgegeben von BOECKH, KATRIN – BUSA, KRISZTINA – HIMMELREICH, ANTJE – PEZO, EDVIN – STEGMANN, NATALI. München: De Gruyter Oldenbourg 2014. 335 S. ISBN 978-3-486-73568-0.

Dem vorliegenden Sammelband liegt eine Konferenz zugrunde, die im Januar 2012 in Regensburg abgehalten wurde. Konzeptionell gingen die Referenten und Referentinnen der Tagung – die späteren Verfasser und Verfasserinnen des Bandes – von Thomas H. Marshalls klassischem soziologischen Konzept über die bürgerlichen Rechte aus, wonach die Staatsbürgerschaft neben Pflichten sowohl zivile (bürgerliche) als auch politische und soziale Rechte beinhaltet. Das erklärte Ziel war es, durch die Analysen verschiedener Aspekte des Themas zu erfahren, in welchem Verhältnis diese Rechte unter den jeweils herrschenden Regimen in Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa standen beziehungsweise stehen und was dieses Verhältnis über den Charakter des jeweiligen Regimes aussagt. (N. Stegmann: Einleitung, 12.)

Die 19 Beiträge wurden in insgesamt sechs größeren thematischen Sektionen gegliedert publiziert: Institutionen, Kontinuitäten; Koethnische Bevölkerungsgruppen im Ausland; Minderheitenstatus und universelle Rechte; Staatszerfall und Staatsgründung; Dissoziation und Reintegration; Sozialökonomische Partizipation und Arbeitsrecht. Ein einführender Beitrag von Dieter *Gosewinkel* skizziert den Kontext, in dem die Fallstudien zu deuten sind. Seiner zentralen These nach ist die Staatsbürgerschaft heute das wichtigste politische Zugehörigkeitsmerkmal im gesamten Europa. Mit überzeugenden Argumenten zeigt er, wie und warum die Staatsbürgerschaft im 20. und 21. Jahrhundert zur bestimmenden Kategorie politischer Zugehörigkeit geworden ist, obwohl sie dafür mit der Religion, den politi-

schen Parteien, der Nation und dem Staat, den Schichten (Klassen) und der Zugehörigkeit im Massenstaat konkurrieren musste.

Im Abschnitt „Institutionen – Kontinuitäten“ beschäftigen sich die Aufsätze von Natali Stegmann und Heike Karge mit der Frage der Sozialpolitik in der Tschechoslowakei beziehungsweise in Jugoslawien. Stegmann argumentiert mit guten Beispielen dafür, dass der institutionelle Rahmen der Sozialpolitik der Habsburgermonarchie auch im neuen Staat weitgehend erhalten blieb und sie weiterhin unter anderem Instrument der Herrschaftslegitimation war. Letztere Bemerkung bestätigt auch Karge, die am Beispiel des aus mehreren Landesteilen zustande gekommenen Jugoslawiens zeigt, wie sich die Sozialpolitik in diesen Landesteilen von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg entwickelte, und wie der neue Staat versuchte, die verschiedenen geerbten Systeme zu vereinheitlichen. Die Verfasserin sucht nach den Ursachen des Scheiterns der jugoslawischen Sozialpolitik und den Auswirkungen der Staatsbürgerschaft auf die soziale Versorgung (Invalidengesetz) in den 1920er Jahren. Dietmar Müller geht in seiner interdisziplinären Untersuchung der Frage nach, welche Rolle die Gedenkfigur des Nationscodes im Nationalismus beziehungsweise in der Regelung der Staatsbürgerschaft in Rumänien, Jugoslawien und den baltischen Staaten im 20. Jahrhundert spielte. Er betont, dass die Staatsangehörigkeitsgesetze dieser Länder wegen der außenpolitischen Gegebenheiten und innerpolitischen Bestrebungen nicht nur auf dem *ius sanguinis*, sondern teilweise auch auf dem *ius soli* basierten und basieren.

Im Zentrum des nächsten Abschnittes steht die Frage der im Ausland lebenden koethnischen Bevölkerungsgruppen. Vesna Đikanović behandelt in ihrem gut fundierten Aufsatz die Zusammenhänge zwischen jugoslawischer Staatsbürgerschaft und Emigration. Sie geht der Frage nach, ob und inwieweit die Regelung als Mittel zum Erreichen politischer Ziele des Staates zu verstehen ist. Nach den Begriffsbestimmungen des *kin-state* und der *kin-minority* fasst Karin Traunmüller die Motive und die Ebenen der Verantwortungsausübung der *kin-state* Politik allgemein zusammen, um später die Staatenpraxis am Beispiel von Rumänien, Kroatien, Serbien, Bulgarien und der Russischen Föderation kurz zusammenfassen zu können. Leider geht sie auf die von ihr nur kurz erwähnte Problematik der Reaktion anderer Staaten auf die Praxis der Einbürgerung und deren außen- und innenpolitischen Folgen nicht näher ein. Herbert Küpper analysiert eingehend die gesetzliche Regelung der Ferneinbürgerung in Ungarn. Er hält die ungarische Regelung für äußerst problematisch, weil sie einerseits gegen das Völkerrecht verstieße, andererseits in Bezug auf den Kreis der Wahlberechtigten demokratisch kaum zu lösende Probleme aufwerfe.

Zoran Janjetović beschäftigt sich im dritten Abschnitt mit der Regelung und der Geschichte der Staatsbürgerschaft der Deutschen in Jugoslawien zwischen 1918 und 1954. In seinem informativen, epochenübergreifenden Aufsatz stellt er nicht nur die verschiedenen Etappen Schritt für Schritt dar, sondern hinterfragt immer auch die Motivationen der Regierungen. Zsolt K. Lengyel behandelt die Rezeption der in den 1920er Jahren für kurze Zeit im Kreis siebenbürgisch-ungarischer Intellektueller, im Umfeld der Ungarischen Landespartei in Rumänien, als Alternative der gegebenen Staatsordnung betrachteten Idee von Paneuropa. Sowohl die Beweggründe dieser »Aktivisten«, als auch die Ursachen der letzten Endes negativen Einstellung der Landespartei werden von Lengyel detailliert analysiert. Stefan Rohdewald zeigt durch die Analyse der Argumentationen führender Parteipolitiker auf einer Tagung 2001 in Sofia, dass das viel propagierte Konzept des *Bulgarischen Eth-*

nischen Modells in Wirklichkeit auf keinen Fall von allen Seiten der politischen Elite akzeptiert und ernst genommen wird.

Die Beiträge des folgenden Abschnitts gehen der Problematik von „Staatszerfall und Staatsgründung“ nach. Kerstin S. Jobst diskutiert die Frage der Partizipation der Krimtataren vom Ende des 18. Jahrhunderts bis Anfang der 1930er Jahre. Die Aristokratie der Tataren wurde zum Teil vom russischen Adelssystem mit einbezogen, und auch die tatarische Geistlichkeit wurde vom Staat nicht zuletzt aus Motiven klassischer kolonialer Politik heraus unterstützt. Zwar verließen ein Großteil der oft verachteten Tataren bis zum Ersten Weltkrieg ihre Heimat, jedoch profitierten die ihrer Heimat Verbliebenen nach Jobst von den großen Reformen. Nach dem – auch auf der Krim ausgeübten – *Roten Terror* konnte endlich zwischen 1922 und 1928 von einer echten Möglichkeit zur Teilhabe, von einer *Goldenen Ära* gesprochen werden, die aber nach den ethnischen Säuberungen 1944 für lange Zeit in Vergessenheit geriet. Edvin Pezo behandelt die nationalstaatlichen und migrationspolitischen Dimensionen der jugoslawischen Staatsangehörigkeitsgesetze von 1918 bis 1964. Er betont, dass die Staatsangehörigkeitsgesetzgebung während dieser fast fünf Jahrzehnte unabhängig von den Regimen oft auch als ein Inklusionsinstrument (mit Blick auf Konationale und Emigranten) und Exklusionsinstrument (mit Blick auf Minderheiten, vermeintlich illoyale Gruppen) verwendet wurde.

In den folgenden vier Beiträgen werden die Dissoziation und Reintegration verschiedener Gemeinschaften problematisiert. Petr Bohata gibt einen kurzen Überblick über die Wendepunkte in der Geschichte der Tschechoslowakei, in denen das Staatsbürgerschaftsrecht ausdrücklich als In- oder/und Exklusionsinstrument verstanden und angewendet wurde. Wir werden auch über die Folgen der In- oder Exklusion bei den betroffenen Gruppen der Gesellschaft informiert. Katarzyna Szymankiewicz beschäftigt sich mit der Staatsbürgerschaft der 1939 aus Estland und Lettland übersiedelten Deutschen im Reichsgau Wartheland. Die Verfasserin gewährt einen Einblick nicht nur in die Herausforderungen (so das Entdecken der »neuen Heimat«), die auf sie im Warthegau warteten, sondern auch auf das Einbürgerungsverfahren, vor allem die Selektionskriterien, nach denen die Bevölkerung in vier Abteilungen eingeteilt wurde, welche die Rechte und Privilegien der neuen Staatsbürger bestimmten. Tillmann Tegeler nimmt den Streit über die Staatsbürgerfrage der baltischen *Displaced Persons* in Deutschland zwischen Großbritannien und der Sowjetunion unter die Lupe. Großbritannien war nicht bereit, die sowjetische Staatsbürgerschaft, damit die Repatriierung der Balten, ungeachtet der Bestimmungen des Abkommens von Jalta anzuerkennen. Tegeler analysiert überzeugend die Motivationen und Strategien der Parteien sowie den Ausgang dieses Konflikts im Lichte des beginnenden Kalten Krieges. Der Gegenstand des nächsten Beitrags ist ebenfalls die Frage der Repatriierung nach dem Zweiten Weltkrieg, diesmal jener der ukrainischen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen. Als Ausgangspunkt für die Untersuchung des Repatriierungsvorgangs fasst Katrin Boeckh die Staatsbürgerschaftsregelung und die Grundrechte in der Sowjetunion kurz zusammen. Im Zentrum ihrer Analyse stehen die Filtrationsverfahren gegenüber den Heimkehrenden und ihre eventuellen Folgen sowie die Aspekte der schwierigen sozialen Adaptation und Stigmatisierung der Betroffenen.

Die Beiträge des letzten Abschnitts setzen sich mit Aspekten der sozialökonomischen Partizipation und des Arbeitsrechts auseinander. Irina P. Pavlova untersucht die Geburt der Sozialpolitik der sowjetischen Regierung mit Analyse der neuen sowjetischen Paradigmen in der Sozialhilfe bis 1921. Michael Knogler und Fidelis

*Lankes* gehen der aktuellen und äußerst spannenden Frage nach: Welche Sozialmodelle haben beziehungsweise adaptierten die neuen Mitgliedstaaten der Europäischen Union? Die Verfasser klassifizieren die Modelle und ordnen sie nach ihren wichtigsten Merkmalen in verschiedene Gruppen ein. Die interessante Analyse versucht auch die Frage zu beantworten, welche Modelle welchen – von älteren Mitgliedstaaten verfolgten – Modellen ähnlich sind. Der letzte Aufsatz des Bandes beschäftigt sich mit der sozialökonomischen Partizipation in den ressourcenreichen Ländern der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS). Manuela *Troschke* untersucht alle vier möglichen Mechanismen, über die die Partizipation der Bevölkerung zu verwirklichen ist: die Redistribution über den Staatshaushalt, die Anlage in Ressourcenfonds, die Umverteilung über die Ressourcenunternehmen und die inoffizielle Umverteilung. Nach einer wichtigen Konklusion *Troschkes* ist eine Folge des Mangels an sozialökonomischer Partizipation der Mangel an politischer und gesellschaftlicher Teilhabe.

Die zeitliche, räumliche und thematische Spannweite des Themas deutet von vornherein an, dass der Sammelband kein geschlossenes Gesamtbild ergeben kann. Das ist bei Bänden dieser Art keine Überraschung. Die Herausgeber und Herausgeberinnen hatten es wegen der vielen inhaltlichen Berührungspunkte zwischen den einzelnen Beiträgen wahrscheinlich nicht immer leicht, die Aufsätze in die *adäquaten* Abschnitte einzuordnen. Problematischer scheint es, dass nur ziemlich wenige Experten aus diesem internationalen Kreis von Geschichts-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlern Wert darauf legten, die Methode des zeit- oder grenzübergreifenden Vergleichs anzuwenden.

Trotz dieser Kritikpunkte ist der Band unbedingt lesenswert. Er gibt einen anregenden Einblick in verschiedene Aspekte des immer aktuellen Themenkomplexes „Staatsbürgerschaft und Teilhabe“.

*Ferenc Eiler*

Budapest

KÜHRER-WIELACH, FLORIAN: *Siebenbürgen ohne Siebenbürger? Zentralstaatliche Integration und politischer Regionalismus nach dem Ersten Weltkrieg*. München: De Gruyter Oldenbourg 2014. 419 S. 2 Kt. ISBN 978-3-11-037890-0 = Südosteuropäische Arbeiten 153.

Florian Kührer-Wielachs an der Wiener Universität entstandene Dissertation ist einem wichtigen, bislang kaum bearbeiteten Thema der rumänischen Zeitgeschichtsschreibung gewidmet, nämlich der Frage nach der Integration der Siebenbürger Rumänen in den rumänischen Staat nach 1918. Inwiefern kamen zwischen 1918 und 1933 regionale Abgrenzungsversuche, Identitäten und politische sowie wirtschaftliche Zielsetzungen der Siebenbürger Rumänen zum Ausdruck? Welche Identifikationsangebote machte die Zentralregierung an die selbstbewussten Siebenbürger Rumänen, die sich in ihren vor 1918 geweckten Erwartungen schnell getäuscht sahen?

Um diese Fragen zu beantworten, bedient sich der Verfasser der Diskursanalyse, welcher er vor allem die Presse der Siebenbürger Rumänen unterzieht. Das Buch besteht aus fünf umfangreichen Kapiteln, die sich nach einer Einleitung und einem historischen Abriss mit der institutionellen Integration Siebenbürgens im Spiegel siebenbürgisch-rumänischer Diskurse und mit Aspekten von Staat und Verwal-

tung befassen. Eine »Zusammenschau« fasst die Ergebnisse der staatlichen Integration aus der regionalen Perspektive zusammen.

Diese Aufzählung der Kapitelthemen verdeutlicht die Vielfalt der untersuchten Aspekte nicht einmal ansatzweise. Denn das Besondere an Kühner-Wielachs Dissertation besteht in der Ausdehnung des Interesses auf Gebiete, die von der einschlägigen Forschung bislang vernachlässigt wurden. So bleibt der Verfasser nicht bei der Wiederholung der unterschiedlichen Maßstäbe der Bodenreform im Altreich und in Siebenbürgen stehen. Er verharrt auch nicht bei der Nachzeichnung der Politisierung des Bildungswesens. Stattdessen lenkt er die Aufmerksamkeit etwa auf die Bemühungen des rumänischen Kulturvereins ASTRA, sich selbst neue Aufgabenbereiche im Altreich oder auch bei der Festigung siebenbürgisch-rumänischer Identität zu geben. Kühner-Wielach untersucht auch den Umgang mit Denkmälern in Siebenbürgen, die aus ungarischer Zeit stammten und nicht selten Helden der ungarischen Nationalgeschichte im jeweiligen Stadtbild (etwa Klausenburgs oder Arads) verankerten. Der Umgang des neuen Staates mit solchen nationalen Gedächtnisorten stellte auch die siebenbürgisch-rumänische Öffentlichkeit vor die Frage, wie sie es mit solcher »visualisierter Rumänisierung« (S. 180) hielt, wobei dem Verfasser insgesamt der Nachweis eines differenzierten Diskurses in der regionalen rumänischen Presse gelingt. Innovativ ist auch der Abschnitt über das Theater als Bühne nationalpolitischer Auseinandersetzungen, wobei die rumänischen Diskurse über die Rolle und die Qualität des siebenbürgischen, des hauptstädtischen oder des Minderheitentheaters vieles über mangelndes Selbstvertrauen und die Selbstzweifel einer jungen Nation verraten. Diese äußerten sich, dies macht die Dissertation mehr als deutlich, in einer Reihe von Diskursen, die das Eigen- und das Fremdbild betrafen und letztlich jeder gesellschaftspolitischen, wirtschaftlichen und administrativen Frage zugrunde lagen. Als Hauptursachen und Motor dieser Diskurse können die Erwartungen der Siebenbürger Rumänen, die der neue rumänische Staat nicht erfüllen konnte, genannt werden. Doch auch die Widersprüchlichkeit in ihrem Verhalten hatte einen maßgeblichen Anteil an der Disparität der nationalpolitischen Diskurse, wehrten sich doch die Siebenbürger Rumänen einerseits gegen die Übermacht der Politik aus dem rumänischen Altreich, während sie andererseits in Siebenbürgen selbst durch nationale Abgrenzungskriterien gegenüber den zuvor staatsbildenden ungarischen Eliten die regionale Führungsrolle übernehmen wollten. Dieser Umstand verhinderte letztlich eine erfolgreiche Zusammenarbeit mit den nationalen Minderheiten in der Region.

Kühner-Wielachs Dissertation arbeitet durch eine Diskursanalyse vorrangig des Pressewesens die Gedanken- und Gefühlswelt der Siebenbürger Rumänen hinsichtlich einer Reihe wichtiger Problembereiche überzeugend heraus. Deren Perspektive kann damit für weitere Untersuchungen zur Zwischenkriegszeit Rumäniens, zu Fragen der Integration Siebenbürgens in den Gesamtstaat fruchtbar gemacht werden. Die Grenzen dieses diskursanalytischen Zuganges werden aber an jenen Stellen offenbar, wo eine breitere Analyse einen heuristischen Mehrwert erbracht hätte. So werden binnensiebenbürgische Blickwinkel zu selten eingenommen, und die Siebenbürger Rumänen erscheinen zu häufig als eine kompakte, homogene Einheit. Die Thematisierung von Sozial- oder Minderheitengruppen (Arbeiter, Bauern, Juden, Sachsen, Magyaren) in der rumänischen Presse und die Analyse der auf sie bezogenen Artikel ist zwar an sich erkenntnisfördernd, die Perspektive dieser Gruppen wird aber so gut wie nie eingenommen. Diese Personenkreise bleiben somit stets nur Objekte, über die gesprochen wird, ihr Subjekt-

Charakter, ihre sich wandelnden politischen Ziele, ihre Gefühlslagen sowie ihre Heterogenität erfahren jedoch keinerlei Erwähnung oder gar Untersuchung. Dies führt mitunter zu pauschalen Urteilen, so etwa über den »offensiv betriebenen Revisionismus« (S. 344) der Siebenbürger Magyaren, was der Rezensent gerade deswegen hinterfragen muss, weil es unter Verweis auf den Titel eines Werkes von ihm erfolgt, ohne dass konkretisiert würde, wessen und wann vorliegender Revisionismus eigentlich gemeint ist. Die Ergebnisse der Forschungsliteratur über die siebenbürgischen Minderheiten (Sachsen, Magyaren, Juden) sind also allenfalls rezipiert, nicht jedoch in die Untersuchung eingearbeitet worden. Dies ist bedauerlich, verspricht doch der Untertitel des Bandes eine Studie über »zentralstaatliche Integration« und »politischen Regionalismus«, mithin über zwei Aspekte, die auch genuin minderheitenspezifische Problemfelder waren.

Wer somit vom Buch die Einlösung dessen erwartet, was der Titel verspricht, dürfte das Buch enttäuscht aus der Hand legen. Wer hingegen von den beiden obigen Einschränkungen absieht, bekommt eine lesenswerte Untersuchung über die siebenbürgisch-rumänischen Diskurse im Zuge der nationalstaatlichen Eingliederung Siebenbürgens in den Gesamtstaat.

Franz Sz. Horváth

Rüsselsheim

*Insenzierte Gegenmacht von rechts. Die „Legion Erzengel Michael“ in Rumänien 1918-1938.* Herausgegeben von HEINEN, ARMIN – SCHMITT, OLIVER JENS. München: R. Oldenbourg 2013. 400 S. 6 Tab., 7 Kt., 2 Schaubilder, 23 sch/w u. farb. Abb. ISBN 978-3-486-72291-8 = Südosteuropäische Arbeiten 150.

Die Legion Erzengel Michael, die rumänische *Eiserne Garde*, ist in die Mode gekommen – wegen der Verbreitung der rechtsextremistischen Bewegungen und deren (und auch anderen) Nostalgien. Die Öffnung der Archive in Rumänien bietet auch der pragmatischen Forschung und der Konzeptualisierung neue Perspektiven. Der vorliegende Sammelband ist ein Inventar und eine kritische Bilanz der bisherigen Ergebnisse sowie der weiteren Perspektiven. Er bestätigt den Interpretationswechsel des Legionarismus, der nicht als eine Kopie des europäischen Faschismus wirkte, sondern vielmehr ein eurosynchronisches Phänomen war. Das haben damals auch die Legionäre behauptet, aber sie übertrieben bezüglich der Originalität und sogar der Einzigartigkeit ihrer Vereinigung, die sie als eine religiöse oder spirituelle Bewegung darstellten; dieses Selbstbild hat dann auch die westliche Fachliteratur beeinflusst.

Die neuen Konzeptualisierungen fügen die alten legionären Aussagen in einen neuen Interpretationsrahmen ein. So analysiert Constantin *Iordachi* in diesem Band das schon dereinst oft erwähnte Charisma von Corneliu Zelea Codreanu, des *Kapitäns* der Legion, als Legitimation. Indem *Iordachi* die Legion als charismatische Organisation – ihren Nationalismus als charismatischen Nationalismus, ihre Handlungen als charismatische Handlungen – betrachtet, fragt er, wie diese charismatische Dimension als Kernelement bei der Bestimmung des faschistischen Minimums diene. Der richtigen Grundidee vom Charisma als Legitimation sind einige Unklarheiten, Schönheitsfehler und Informationen, die weitere Erklärungen benötigen, beigegeben. Fußnote 8 enthält ein Zitat aus dem Jahre 1940, in dem etwas fehlt, obwohl es die Ästhetik des charismatischen *Bla-Bla* – wenn man das Syntag-

ma von Céline gebrauchen darf – am besten illustriert: »Dies ist der tiefe Sinne von ›Totalität‹, von ›Konsens‹, von ›Ökumenizität‹, [!] Charisma legitimiert und erfüllt.« Außerdem zitiert *Iordachi* kommentarlos die naive Meinung von Sir Reginald Hoare über den Antisemitismus von Codreanu. Der britische Diplomat befand: »Im Unterschied zu den Nazisten stützt Herr Codreanu seinen Antisemitismus nicht auf ethnische Vorurteile, sondern auf die Theorie, dass die Juden den Boden gestohlen hätten [...]« (S. 49.) Auch die Meinung von Hoare über Codreanus Doktrinen ist ein wenig dekontextualisiert, weil der Diplomat zwar wirklich ihre »erstaunliche Unklarheit« (S. 48) hervorhob, aber darin eben ihre Stärke sah, was *Iordachi* jedoch nicht erwähnt. Der Verfasser nennt den ursprünglichen Namen von Codreanus Vater und Mutter, Iohan Zelinski und Eliza Brauner, ohne die Identitätsprobleme zu erwähnen, die eine bestimmte Rolle in der antilegionären Propaganda spielten, in der Ahnen von Codreanu als volksfremde Elemente bezeichnet wurden.<sup>1</sup> Die Initiationsprüfungen waren nicht nur »Teil einer blasphemischen Nachahmung der *imitatio Christi*« (S. 55), sie waren auch von den Freimaurern entlehnt.<sup>2</sup> Der Verfasser erwähnt die Fraktion eines Ion Dumitru im Jahre 1934, doch dieser Legionär ist in der einschlägigen Fachliteratur nicht zu finden.<sup>3</sup> Ein gewisser Ion Dumitru trat 1936 der Legion bei.<sup>4</sup> Der »bewusst geplante Tod« von Moța (S. 57) ist ein Mythos, dem die Memoiren von Ion Dumitrescu-Borșa<sup>5</sup> widersprechen. Die Studie widerlegt die »modernisierende« Auffassung des Charismas, »nach der Codreanus charismatische Herrschaft mit einer ›magisch-religiösen Stimmung‹ oder einer ›urtümlichen Mentalität‹ in einem Entwicklungsland zu erklären sei. Vielmehr verband Codreanu ein ›situatives Charisma‹, das aus soziopolitischen Veränderungen Groß-Rumäniens hervorging, und den subjektiven Faktor von Charisma, der auf Codreanus entsprechender Selbstidentifikation und der ideologischen Kreativität Ion I. Moțas beruhte« (S. 66). Moțas ideologische Kreativität beansprucht aber eine weitere Erklärung. Was *Iordachi* von ihm zitiert, illustriert nur einen bestimmten ideologischen Fanatismus ohne Kreativität. Ihm fehlte das organisatorische Talent von Codreanu.<sup>6</sup> Nach Iordachis Meinung wurde »Codreanus Charisma dadurch begrenzt, dass er nie ein Amt ausübte« (S. 67). Hätte er eines ausgeübt, wäre er sofort ausgenützt worden. Gerade deshalb hatte er den Posten des Ministerpräsidenten zurückgewiesen. Am Ende hätte man ein paar Seiten darüber schreiben können, wie der anticharismatische Nachfolger, Horia Sima, der mit seinen Terroraktionen die Ermordung des Kapitäns legitimierte, später dessen Charisma verwaltete.

Mihai Chioveanu verwirft die Besonderheitsthesen und argumentiert für eine bessere Kontextualisierung der Legion als eine weltliche politische Bewegung mit politischer Religion, um ihren richtigen Platz im großen Pantheon des Faschismus zu finden. *Chioveanus* Beurteilung der Legion bedeutet eine wichtige Wende in der Historiografie. In der Argumentation finden sich jedoch einige Kurzschlüsse. Es ist

<sup>1</sup> Die Großmutter war angeblich sogar ungarischer Nationalität. Eine neuere Monografie erklärt damit Codreanus blutrünstige Natur: Dragoș Zamfirescu: *Legiunea Arhanghelul Mihail*. București 1997, 52.

<sup>2</sup> Die Legionäre raubten 1930 eine Loge in Bukarest aus und ahmten dann anhand der mitgenommenen Dokumente die maurerischen Rituale nach.

<sup>3</sup> Vgl. *Zamfirescu*.

<sup>4</sup> Gheorghe Jijie: *Un dac cult: Nicolae Petrașcu*. București 2005, 333.

<sup>5</sup> Ion Dumitrescu-Borșa: *Cal Troian Intra Muros. Memorii legionare*. București 2014.

<sup>6</sup> Aus Moțas Publikationsliste fehlt seine Übersetzung der „Protokolle der Weisen von Zion“, die er mit ziemlich *kreativen* Anmerkungen versah.

nicht ganz korrekt, die komplexe Haltung von Emil Cioran gegenüber der Legion aufgrund des vereinfachenden Büchleins von Claudio Mutti zu charakterisieren (S. 72). Cioran nannte die Garde eine »geistesgestörte Sekte«, nicht ohne selbstapologetische Absichten. Um diese Qualifizierung zu dementieren, zitiert *Chioveanu* denselben Cioran: »Die Legion wie der PNF oder die NSDAP waren keine klassischen politischen Parteien, sondern messianische Bewegungen, »religiöse Experimente, die tiefer waren als der Katholizismus oder Orthodoxismus««. (S. 87) Im zitierten Artikel von Cioran kann man so eine Aussage nicht finden. Es ist eine Halbwahrheit, dass während des Kommunismus die rumänische Historiografie das Thema zu behandeln vermied.<sup>7</sup> *Chioveanu* betont mit Recht die Aufrichtigkeit des Glaubens eines Moța: »[er] war fest davon überzeugt, dass das Eingreifen der Legion in das Leben Rumäniens göttliches Wirken widerspiegelte und darauf zielte, die Menschheit gegen die Anfeindungen des Satans zu verteidigen« (S. 88). Die Quellenbasis dieser Aussage ist ein Artikel von Moța, in dem er ganz seriös die Quelle dieser festen Überzeugung beschrieb: Jesus ist in der Zelle der 13 verhafteten Studenten erschienen. Man könnte weitere Beispiele für den weltlichen Aberglauben der Legionsführer anführen, woran sie ebenso fest glaubten.

Rebecca *Haynes* analysiert die Ritualisierung des »Neuen Menschen«, und zwar dessen kollektivistischen Auffassungen, wie seine Kulte »in die Liturgie und Sprache des orthodoxen Christentums eingebettet« (S. 110) worden waren. Die echte Schule des *Neuen Menschen* waren die Arbeitslager, deren Welt ausführlich beschrieben ist. Vor der Öffentlichkeit dienten die Prozessionen, die Auftritte der neuen Menschen, als Instrument der Indoktrinierung, die auf die Idee der kollektiven Erlösung fokussiert war. Codreanu verkündete die Wiederauferstehung aller Völker. Die Idee wurde von Theologen übernommen, und einige protestantische Theologien akzeptierten sie als eine Besonderheit der Orthodoxie. Als der Rezensent sich beim serbisch-orthodoxen Priester von Szentendre erkundigte, wie seine Kirche zur Idee der kollektiven Wiederauferstehung stehe, bezeichnete er sie als Ethnophilie. Und bei Starets Zosima konnte man eine ähnliche Idee gar nicht finden, die Garde wollte eher die Identität der Kirche und des Staates im Sinne der frivolen Thesen Ivan Karamazovs verwirklichen. Der Vergleich von Codreanu mit Jesus ist durch ein Zitat »eines Intellektuellen« illustriert, dessen Name aus welchem Grund auch immer nicht genannt wird: Er war Emil Cioran, der einzige große rumänische Intellektuelle, der sich später von seiner Vergangenheit distanzieren sollte (was er allerdings mit einer gewissen Frivolität tat). Am Ende betont Haynes, dass der Toteskult der Legion und die Instrumentalisierung der christlichen Symbolik keine bizarre Abweichung war, sondern dem Mainstream des europäischen Faschismus entsprach. Die Verfasserin zitiert George Steiners Aussage als Grabschrift der Legion: »Das Bestreben irdischer Revolutionen und Revolutionstribunale, dieses Jüngste Gericht vorwegzunehmen und der Geschichte und Gesellschaft ein menschengemachtes Regelwerk der Gleichheit aufzuzwingen, sind Blasphemie im engsten und konkretesten Sinne.« (S. 111-112.) Damit ist die oft erwähnte religiöse Blasphemie eskaliert, und die Leidenschaft für Gleichheit denunziert. Diese Leidenschaft mobilisierte auch die faschistische Bewegung: Sie wollte die Misere der Massen tilgen, ohne ihren elitären Charakter abzulegen. Die Legion – wie die Par-

<sup>7</sup> Man hätte zum Beispiel folgende – aus Archivalien gearbeitete – Monografie erwähnen können: Mihai *Fătu* – Ion *Spălățelu*: Garda de Fier. Organizație teroristă de tip fascist. București 1971, <sup>2</sup>1980.

tei der Kommunisten – blieb die Gemeinschaft der Privilegierten. Die Blasphemie bestand in der gnostischen Dimension des Faschismus und des Kommunismus.

Radu Harald *Dinu* präsentiert nach einer theoretischen Einführung einige bislang unbekannte Szenen aus der Praxis des alltäglichen und feiertäglichen Antisemitismus. Nach der Meinung des Verfassers gab es innerhalb der Bewegung keinen Unterschied zwischen Grün- und Blauhemden. Codreanu jedenfalls lernte Blutvergießen und spektakuläre Mordtaten zu vermeiden. Natürlich blieb der Antisemitismus für ihn eine Mobilisierungsmethode; sowohl seine Aktivität als auch die Akten der kleinen Gewalt führten zu einer Militarisierung der politischen Kultur. Man hätte hier erwähnen können, dass verschiedene Regierungsmänner die Übeltaten nicht nur duldeten, sondern sogar manipulierten oder gegenseitig einander anklagten, was auch zur Gewaltakzeptanz beitrug.

Armin *Heinen* erklärt die Wahlerfolge der Legion mit der Integrationskrise des Staates. Er erkennt an, dass klassische Wahlanalysen in Rumänien wenig Sinn haben. Dennoch könnten die – angeblich stark verfälschten – Wahlergebnisse eine Auskunft über das Zusammenspiel der unterschiedlichen sozialen und politischen Bedingungsfaktoren und über die Korrelation der Proteste und der Modernisierung geben. Einige Aussagen des Verfassers haben auch für unsere Gegenwart eine schmerzhaft Relevanz: »Das rumänische Parteiensystem reflektierte keinen Links-Rechts-Cleavage, sondern spaltete sich zwischen eher utopischen und pragmatischen Parteien.« (S. 137.) Trotzdem war die Lage nicht so einfach, da es auch eine Spaltung zwischen dem Staatsabsolutismus der Pseudoliberalen und ihres Königs und den Verfassungsmäßigkeitstendenzen westlicher Prägung gab. Iuliu Maniu verkörperte so stark diese Tradition, dass er der Meinung Lucian Boias nach das Land geradewegs verfehlt habe. Und paradoxerweise wollte er die Legion bezähmen, so dass er und Codreanu sich gegenseitig manipulierten, dies im Dienste von Weltanschauungen, die einander ausschlossen. Der Name Maniu kommt in diesem Buch kaum vor, obwohl seine Kooperation zur Erhaltung des Charismas Codreanus beitrug, ein merkwürdiger Umstand, den das höchst treffende Urteil von Heinen bestätigt: »Codreanus Charisma beruhte auf der Fähigkeit, die zerstörerischen Energien der Legion zumindest partiell in einen innovativen Dauerwahlkampf zu überführen, ohne vollkommen die Militanz der Garde zu brechen.« (S. 153.)

Traian *Sandu* schöpft aus dem verfügbaren statistischen Material zu den Wahlen und der Anzahl der Mitglieder von 1937. Das Hauptproblem der Statistiken, die nicht von statistischen, sondern von anderen Behörden zusammengestellt wurden, liegt darin, dass unklar bleibt, wie und wie sorgfältig die Daten gesammelt und verarbeitet wurden. Der Verfasser vergleicht mit Akribie die Summen der aktiven Mitglieder mit der Anzahl der Wählerstimmen, um die Zahl der Wähler im Verhältnis zu den bekannten Aktivisten zu kalkulieren. Es stellt sich heraus, dass – im Gegensatz zur bisherigen Forschungsmeinung – der palingenetische Populismus der Legion »an ein gewisses kulturelles Niveau« gebunden war, folglich die Bewegung »nennenswertere Erfolge nur in entwickelteren Regionen« erreichte (S. 188).

Roland *Clark* behandelt die Rolle der Frauen in den faschistischen Gruppierungen – ein bislang völlig unbehandeltes Thema. Die Typologie und die Porträts sind meisterhaft. Leider wird die legendäre Nicoleta Nicolescu nur ab und zu erwähnt, und wenn der Rezensent abergläubisch wäre, würde er den Druckfehler im Titel einer ihr gewidmeten Studie mit diesem Fehlen erklären. „O mare ucenică“ (*Eine gro-*

*ße Anfängerin*) steht in der Fußnote (S. 199), statt des korrekten „O mare mucenică“ (*Eine große Märtyrerin*).

Wolfram Nieß bietet die erste problemorientierte regionalgeschichtliche Untersuchung der Legionärsbewegung. Aufgrund von Archivalien aus Bukarest und Chişinău beschreibt er die Geschichte des geplanten Propagandazugs der Legion durch Bessarabien im Sommer 1930. Eine bisher wenig bekannte Welt erscheint vor uns. Der Verfasser wirft ein neues Licht auf die Integrationsprobleme Rumäniens und auf die Rationalität der rituellen Propagandamärsche. Es stellt sich heraus, welche Probleme die regional-moldauische Identität für den Staat und für den palingenetischen Ultranationalismus bedeutete. Für die Regierung war der Plan Codreanus ein Spiel mit dem Feuer, und als sie dies realisierte, verbot sie den Propagandazug. Für die Legion hätte der Ausflug nach Bessarabien den Klimax der rituellen Märsche bedeuten können, und zwar in jeder Hinsicht. Aus der Kontextualisierung vermisst der Rezensent die Ansicht von Wilhelm Reich, wonach diese faschistischen Märsche auch die Sexualbedürfnisse der Marschierenden befriedigt haben sollen. Im Sommer hätten die Mädchen in Bessarabien den Burschen mehr Sympathie entgegenbringen und über die solcherart vertiefte Freundschaft sogar einige Gegensätze zwischen den Kämpfern versöhnen können, wie dies Ion Dumitrescu-Borşa aus eigener Erfahrung solcher Fälle aus den goldenen Zeiten der Legionmärsche evoziert hat.

Oliver Jens Schmitts Untersuchung des Eindringens der Legion in die Reihe der Arbeiterschaft bestätigt alles, was die bisherigen Studien über den Modernismus des rumänischen Faschismus behauptet haben. Dies blieb bis jetzt im Schatten, weil wir am Bild von Codreanu in bäuerlicher Tracht gewöhnt waren, und viele Legionäre den ontologischen Urbauern gepriesen hatten. Der reaktionäre Revolutionär, wie der Kapitän beschrieben wird, hatte seine Karriere als antikommunistischer Arbeiterführer begonnen und verwandelte sich dann in einen antisemitischen Studentenführer. Schmitts Studie bezeugt die Bedeutung der politischen Sozialisierung Codreanus für das Verständnis des innovativen Charakters der Legionärsbewegung. Zur Exemplifizierung des Arbeiterdiskurses stellt sie eine Propagandaschrift von Traian Herseni ausführlich vor. Cioran blieb auch in dieser Studie verschont und unzitiert, obwohl er den Arbeiter, vielleicht unter Einfluss auch von Ernst Jünger, als den Retter des transfigurierten Rumänien beschrieb. Niemand argumentierte so leidenschaftlich für die Modernisierung wie er. Sein faschistisches Buch verkörpert die Dialektik der Unmöglichkeit des möglichen Utopismus. Es ist wahr, Cioran vermied die legionäre Phraseologie sorgfältig, aber die Vernichtungsfantasien kultivierte auch er, die neben den vom Verfasser analysierten Mobilisierungstechniken eine gewichtige Rolle spielten. Schmitt dementiert die kommunistische These, nach der nur das Lumpenproletariat als Basis der Legion diene. Aber nachdem die Eiserne Garde Antonescus einen Teil der Macht errungen hatte, regierte sie da nicht mit pöbelhaften Techniken?

Eine allgemeine Schwäche des Sammelbandes, dessen Tugenden man nicht genug hervorheben kann, ist die zeitliche Eingrenzung, auf die allerdings in der Einleitung ausführlich hingewiesen wird. Trotzdem kann bei einer Ausklammerung der Periode der Eisernen Garde nach 1938 kein Gesamtbild von den Legionären gezeichnet werden. Daher steht zu hoffen, dass bald der Fortsetzungsband folgen wird.

GLASS, HILDRUN: *Deutschland und die Verfolgung der Juden im rumänischen Machtbereich 1940-1944*. München: Oldenbourg 2014. 304 S. 2 farb. Kt. ISBN 978-3-486-72293-2. = Südosteuropäische Arbeiten 152.

Die neueren Forschungen über die Verfolgungs- und Vernichtungspolitik des rumänischen Antonescu-Regimes gegenüber den Juden integrieren diese Geschichte in den Kontext der Interaktivität der Massenmorde, die in den Herrschaftsbereichen Hitlers und Stalins stattfanden. Vor einigen Jahren analysierte Armin Heinen das Zusammenspiel der verschiedenen Formen und Ebenen der antisemitischen und antijudaischen Gewalt. Hildrun Glass beschreibt jetzt die eigenartige und komplizierte Kooperation des nationalsozialistischen Deutschlands und des autoritären Antonescu-Regimes. Die Autorin hatte die Gelegenheit in der – von Staatspräsident Ion Iliescu im Jahre 2003 ins Leben gerufenen – Internationalen *Kommission zur Erforschung des Holocaust in Rumänien* tätig zu sein und mit Jean Ancel die Thematik der deutsch-rumänischen Beziehungen zu bearbeiten. Dies war der Beginn des Prozesses, das Endergebnis liegt nun zur Hand. Man könnte eine lange Liste darüber zusammenstellen, wie viele Einzelfragen in dieser Monografie behandelt werden, wie eine Forschungslücke zu regionalen Dimensionen des Holocaust geschlossen wird. Obwohl der Bestseller „Bloodlands. Europe Between Hitler And Stalin“ (New York 2010) von Timothy Snyder in Hildrun Glass höchst umfassender Bibliografie nicht erwähnt wird, kann man im Lichte ihrer Forschungen besser beurteilen, welche Rolle Rumänien an der Peripherie der „Bloodlands“ spielte. In der Monografie von Glass stellt sich auch heraus, welche Vorteile und Nachteile die periphere Lage mit sich brachte. *Vorteile und Nachteile* – der Ausdruck mag zynisch klingen, er entspricht aber dem Lauf der Geschehnisse.

Erstens gibt Hildrun Glass im Kapitel „Kontext“ einen Überblick über die »jüdische Frage« in Rumänien und über die deutschen Akteure, die mit der Aufgabe der »Lösung der Judenfrage« betraut waren. Die Deutsche Gesandtschaft in Bukarest, die Wirtschaftsgesandtschaft, die Deutsche Militärmission, die Parteifraktionen der NSDAP und die Berater betätigten sich hierin und wetteiferten untereinander. Danach beschreibt die Verfasserin die Quellen und deren Tragweite. Als Neuheit könnte man die Erforschung der betreffenden Materialien der rumänischen Archive hervorheben, die sowjetischen Archive sind aus mutmaßlich objektiven Gründen außer Acht geblieben. Höchst lehrreich ist die Konfrontation der Aussagen der Teilnehmer mit den Informationen der damaligen Dokumente.

Eine Kongruenz der deutschen und rumänischen Planungen charakterisiert die Jahre 1940/1941. Aber in der Verwirklichung tobte eine gewisse Konkurrenz um die Enteignung der jüdischen Güter. Die Phasen der »Lösung der Judenfrage«, Enteignung, Ghettoisierung, Deportation, Massenmord, sind durch eine totale Radikalisierung gekennzeichnet. Aber sie wurden nur im wiedereroberten Bessarabien und der Bukowina sowie im neu eroberten Transnistrien in ihrer Vollständigkeit verwirklicht. Die meisten Juden in Kernrumänien, Moldau, Walachei, Südsiebenbürgen und dem Banat machten nur die erste Phase durch. Vor dem Weltkrieg wollten die antisemitischen Parteien die Juden nur aus dem Lande vertreiben, der Weltkrieg und die deutsch-rumänische Kooperation brachten jedoch die Wende. Das Präludium war das Pogrom in der moldauischen Hauptstadt Iași. Ob dieses schrecklich atavistische Ereignis ein Betriebsunfall war oder eine im Detail geplante Aktion – oder aber deren Kombination –, das analysiert diese Monografie leider nicht. Die Mission der Berater zielte auf die reibungslose Abwicklung der »Entju-

dung«. Für Kernrumänien schlugen sie das »Modell Slowakei« vor, für Bessarabien und die Bukowina blieb das »Modell Generalgouvernement«, um die Lebensverhältnisse der Juden so zu regeln, wie dies in dem eroberten »Polen« geschehen war. Die Maßnahmen beruhten auf mündlichen Absprachen, so wie die Kommunisten später ihre Angelegenheiten administrierten. Man kam zur Vereinbarung, die Juden von Bessarabien und der Bukowina über Transnistrien hinaus in das von Deutschen geplante »große Judengetto« in der Gegend von Rostov und Charkov zu transmigrieren. Im Juli 1942 gab die rumänische Regierung ihre schriftliche Zustimmung, einen Teil der Juden Kernrumäniens ins Generalgouvernement zu schicken. Die Verfasserin fand keinen Beleg dafür, dass der deutsche Partner die rumänische Regierung über die geplanten Massenmorde ausdrücklich informiert habe. Er betonte nur den dringenden Bedarf an Arbeitskräften, aber verschiedene Äußerungen Ion Antonescus lassen annehmen, dass er darüber Informationen hatte, was in den Konzentrationslagern geschah. Die Veränderung der außenpolitischen Verhältnisse führte den Wechsel in der Haltung der rumänischen Regierung herbei. Sie hatte alle Deportationen gestoppt, und allmählich gelangte man von der Divergenz von 1942 zum Dissens. Antonescu weigerte sich, den deutschen Wünschen nachzukommen. Er kam zur Auswanderungspolitik zurück und erlaubte die Zurückführung der in Transnistrien deportierten Juden. Der rumänische Ministerpräsident Mihai Antonescu wurde vom Judenverfolger zum Judenretter. So bereitete sich die rumänische Regierung auf den Kompromissfrieden vor, und dank dieser politischen Spekulation konnten mehr als eine halbe Million Juden in Rumänien gerettet werden, unter ihnen auch Juden, die aus Ungarn geflüchtet waren. Mihai Antonescu protestierte auch gegen die Deportation der Juden aus Nordsiebenbürgen, dies aber aus anderen Gründen. Er meinte, die Aktion sei »gegen Rumänien gerichtet, weil man damit eine starke magyarische Ansiedlung bezwecke«.

In der Monografie von Glass erschließt sich der Kontrast in den Schicksalen der Juden Ungarns und Rumäniens. Hitler war von Anfang an mit der ungarischen Judenpolitik unzufrieden. Am 21. Juli 1941 erklärte er dem rumänischen Staatsführer: »Der letzte Staat, in dem die Juden sich noch halten werden, werde Ungarn sein. Man müsse diesem Staat dann eine allgemeine intereuropäische Aufforderung schicken, damit er sich diesem eisernen Willen Europas [die Juden zu entfernen] fügt.« Antonescu denunzierte natürlich die ungarische »Toleranz«, und instrumentalisierte sie als Ausrede. Im Januar 1943 sagte er dem Volksgruppenführer der Siebenbürger Sachsen: Solange in Staaten wie Italien und insbesondere Ungarn die Judenfrage nicht angegangen sei, könne er sich nicht erlauben, die Judenfrage in Rumänien radikal zu lösen. Einige Tage nach der deutschen Okkupation Ungarns gab Hitler, nach der Beendigung des Krieges in Rumänien, dem rumänischen Staatsführer Nordsiebenbürgen zurück. Anschließend ordnete er die Lösung der Judenfrage in Ungarn an.

Die große Tugend dieser Monografie über die tugendlosen Zeiten ist, dass sie sich durch eine Sachlichkeit charakterisiert, die der Tragödie am meisten entspricht. Es ist nur zu hoffen, dass eine ähnliche Monografie über die deutsch-ungarischen Beziehungen entsteht.

*Minderheitenpolitik im „unsichtbaren Entscheidungszentrum“. Der „Nachlass László Fritz“ und die Deutschen in Ungarn 1934-1945.* Herausgegeben von GONDA, GÁBOR – SPANNENBERGER, NORBERT. In Zusammenarbeit mit PECH, ROBERT. Stuttgart: Steiner 2014. 319 S. ISBN 978-3-515-10377-0 = Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde 17. Quellen und Forschungen 1.

In Ungarn fielen die Angelegenheiten der im Lande sowie in den Nachbarländern lebenden nationalen Minderheiten in der Zwischenkriegszeit in den Aufgabenbereich der Abteilung für Nationalitäten und Minderheiten des Ministerpräsidentenamtes (Abteilung II). Dieses Ressort beschäftigte in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre 35 Personen. Zwischen 1921 und 1944 stand es unter der Leitung von Staatssekretär Tibor Pataky, der einen großen Einfluss auf die Gestaltung der ungarischen Minderheitenpolitik nahm. Der ursprünglich in Siebenbürgen aktive László Fritz, der nach 1920 für die politische Vertretung der ungarischen Minderheit in Rumänien, für die Ungarische Landespartei als Jurist, Statistiker und Publizist tätig war, wurde von 1933 bis 1944 als Mitarbeiter (nach 1936 Hauptreferent) dieser Abteilung in Budapest beschäftigt. Fritz war Vertrauensmann von Pataky und für die Angelegenheiten der deutschen Minderheit in Ungarn zuständig. Diese Quellenedition basiert auf den in seinem vor anderthalb Jahrzehnten im Evangelischen Landesarchiv in Ungarn wieder aufgefundenen Nachlass aufbewahrten offiziellen Schriften.

Die meisten Dokumente entstammten ursprünglich dem Archiv der Abteilung II des Ministerpräsidentenamtes, dessen großer Teil im Zweiten Weltkrieg vernichtet wurde. Die Nachlassbestände sind Kopien, vorwiegend ohne originale Unterschriften. Es gibt keine Information darüber, wie diese Dokumente in den Besitz von Fritz gelangten. Wahrscheinlich nahm er sie schon während oder gegen Ende des Weltkrieges zu sich. Die Frage stellt sich nur nach seiner Motivation. Die Herausgeber sind in Kenntnis seiner Tätigkeit nach dem Weltkrieg davon überzeugt, dass László Fritz einfach »Material für seine Stellungnahmen zu den Nachkriegs-Regierungsmaßnahmen gegen die deutsche Minderheit« benötigte. Wie auch immer, die Details können heute nicht mehr rekonstruiert werden. Eins ist aber sicher: Fritz benutzte die Materialien als Sachverständiger des Themenkreises zu den oben erwähnten Stellungnahmen.

Dem Editionsteil geht eine ausführliche Einleitung voraus, die mit ihren 56 Seiten (und 187 Fußnoten) die Karriere und Tätigkeit von László Fritz facettenreich analysiert und (auf den letzten sieben Seiten) den Archivbestand, den wissenschaftlichen Stellenwert des Nachlasses, die Relevanz der in die Edition aufgenommenen Quellen sowie die Auswahlkriterien der Herausgeber eingehend beschreibt. Die Fußnoten verweisen nicht nur auf die verwendete und weiterführende Literatur, sondern enthalten auch viele Informationen zu Akteuren, Ereignissen und Vorgängen. Der Großteil der Einführung entspricht wissenschaftlichen Kriterien.

Der Editionsteil enthält auf 233 Seiten nur Quellen des Archivbestandes, die sich mit der deutschen Minderheit in Ungarn befassen. (Schriften über die ungarischen Minderheiten in den Nachbarstaaten und Briefe persönlicher Natur wurden in den Band nicht aufgenommen.) Die von den Herausgebern ausgewählten, innerhalb der einzigen Teile chronologisch geordneten 54 Quellen wurden vier übergreifenden Themen zugeordnet. Die erste Einheit mit neun Quellen konzentriert sich auf den Ungarländischen Deutschen Volksbildungsverein, der zweite Teil mit acht Quellen auf die Konzeptionen und Memoranden der Abteilung II des Minis-

terpräsidentenamtes über die Frage der deutschen Minderheit und der Nationalitätenpolitik Ungarns. Der dritte Teil enthält 26 Quellen im Zusammenhang mit dem Volksbund der Deutschen in Ungarn und der letzte elf Dokumente zur Friedensvorbereitung und Vertreibung der Deutschen aus Ungarn.

Die veröffentlichten Dokumente gehören zu mehreren Quellengattungen: Im Band sind Verordnungen, Memoranden, Denkschriften, Aufzeichnungen, Berichte, Stellungnahmen und Briefe von verschiedenen, nicht immer identifizierbaren, Autoren zu lesen. Die meisten entstanden in der Abteilung II oder wurden von politisch aktiven (teilweise deutschen) Persönlichkeiten geschrieben, die im Aufgabenbereich der Abteilung tätig waren. Der Autor oder Co-Autor mehrerer Dokumente war László Fritz selbst (nach der Namensmagyarisierung 1945 *Fejes*).

Vor allen Kapiteln werden die Auswahlkriterien der veröffentlichten Quellen skizziert. Alle Quellen werden mit Kurzregesten eingeführt, die den Lesern bei der Interpretation und der Orientierung große Hilfe leisten. Die Dokumente wurden absichtlich nur mit wenigen Fußnoten versehen, was durch die sehr ausführliche Einführung des Bandes ermöglicht wurde. Die Schriften werden jeweils in der Originalsprache wiedergegeben, so ist der Band nur für jene Leser vom wirklichen Nutzen, die sowohl die ungarische als auch die deutsche Sprache beherrschen. Außer der Einführung, den Regesten und Fußnoten sind nämlich nur etwa 15 Prozent der Dokumente auf Deutsch geschrieben worden, zumeist die Denkschriften, die von der Abteilung II für die deutsche Regierung zusammengestellt wurden. Diese Tatsache wirft die ewige Frage auf, inwieweit Quellenausgaben solcher Art auch für Leser von Nutzen sind, die das Thema nicht wissenschaftlich erforschen.

Der Band ist über ein detailliertes Verzeichnis der Quellen und Literatur sowie ein Namens- und Ortsregister erschlossen.

Die im Band veröffentlichten Dokumente sind für die Erforschung der Geschichte der Ungarndeutschen in der Zwischenkriegszeit und unmittelbar nach dem Kriegsende von hoher Bedeutung. Außer wenigen Quellen – „Memorandum der ungarischen Regierung an den deutschen Außenminister Curtius über die Lage der deutschen und ungarischen Minderheiten“ (1931), die Antwort der Reichsregierung auf das vorherige Memorandum; Schreiben von Ministerpräsident Gyula Gömbös an Adolf Hitler über die Zusammenarbeit deutscher und ungarischer Minderheiten im Karpatenbecken (1934) – sind die meisten Schriften Erstveröffentlichungen. Manche von ihnen sind auch im Archiv des Ministerpräsidentenamtes erhalten geblieben, manche aber während des Weltkrieges für immer verloren gegangen.

Der vorzüglich edierte Band gibt einen umfassenden Überblick über die ungarische Nationalitätenpolitik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Er macht nicht nur mit der Einstellung der ungarischen Entscheidungsträger zu diesem Fragenkomplex vertraut, sondern klärt auch ihre Argumentationsstruktur auf, die sich nicht einmal nach dem Zweiten Weltkrieg, vor der Vertreibung der Deutschen in Ungarn, geändert hat.

*Jenseits von Aufrechnung und Verdrängung. Neue Forschungen zu Flucht, Vertreibung und Vertriebenenintegration.* Herausgegeben von STICKLER, MATTHIAS. Stuttgart: Franz Steiner 2014. 204 S. ISBN 978-3-515-10749-5 = Historische Mitteilungen. Beihefte 86.

Diese Publikation geht auf die Jahrestagung 2008 der Ranke-Gesellschaft in Würzburg zurück. Der Kreis der Verfasser setzt sich aus damals schon etablierten Wissenschaftlern und Nachwuchshistoriker/innen aus Deutschland, Polen und Israel zusammen. Der Band umfasst zehn Aufsätze, von denen neun neue Forschungsergebnisse zu Flucht, Vertreibung und Vertriebenenintegration referieren (Stand 2008). Der letzte Beitrag (der öffentliche Abendvortrag an der Tagung) ist eine schöne autobiografische Erinnerung von Michael *Salewski*, dem vor der Herausgabe des Bandes leider verstorbenen emeritierten Lehrstuhlinhaber an der Christian-Albrechts-Universität Kiel.

Der Band beginnt mit drei biografisch orientierten Arbeiten zur Tätigkeit von führenden Persönlichkeiten (zwei von ihnen auch selbst Vertriebenenpolitiker), die in der Gestaltung der *Vertriebenenpolitik* der Bundesrepublik Deutschland in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg eine wichtige Rolle spielten. Eva *Dutz* widmet sich der Darstellung des Verhältnisses zwischen dem ehemals sudetendeutschen Sozialdemokraten Wenzel Jaksch, des Vorsitzenden der Bundesversammlung der Sudetendeutschen Landsmannschaft, von 1964 bis 1966 Präsidenten des Bundes der Vertriebenen (BdV), und der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) nach 1949. Die Verfasserin teilt die politische Aktivität von Jaksch nach 1949 in drei Phasen ein. Bis 1958 war dieses Verhältnis wegen mangelnder Berücksichtigung der heimatvertriebenen Politiker durch die Führung der Partei fast ständig von Konflikten belastet. Zwischen 1959 und 1964 war dieses Verhältnis vertrauensvoller, vor allem aus wahltaktischen Überlegungen der SPD. Nach 1964 wurde aber Jaksch klar, dass die flexiblere *Neue Ostpolitik* (mit der Anerkennung der Oder-Neiße-Linie) von der Partei auch gegen den Protest der Vertriebenenverbände vertreten wird. Vor seinem tragischen Tod nach einem Verkehrsunfall hatte er, aufgrund des Kurswechsels seiner Partei in der Vertriebenen- und Ostpolitik, schon längst resigniert.

Am Ende seiner politischen Laufbahn musste sich auch Herbert Czaja, Sprecher der Landsmannschaft der Oberschlesier und Präsident des BdV, in der Politik der Kohl-Regierung im Zusammenhang mit der Wiedervereinigung Deutschlands enttäuschen lassen. Nach einem kurzen Rückblick auf die Jugendjahre untersucht Matthias *Stickler* die Karriere von Czaja in der Bundesrepublik Deutschland. Czaja, der vom breiten Publikum als harter Vertreter der Interessen der Vertriebenen wahrgenommen wurde, war in Wirklichkeit in der Frage der Ostpolitik gemäßiger als die meisten Vertreter des BdV. Er sah ein, dass die Grenzen von 1937 nie wiederhergestellt werden können. Während seiner Amtszeit politisierte der BdV im Bündnis mit der CSU und CDU, was aber auch zur Erosion seiner gesellschaftlichen Basis beitrug. Czaja hoffte 1990 mindestens auf einen Sonderstatus für die betroffenen Gebiete, seine Bestrebung wurde aber aus realpolitischen Erwägungen nicht einmal von Kanzler Kohl unterstützt. Er war erbittert, aber der BdV verabschiedete 1991 unter seiner Führung die folgende Erklärung: »Solche Verträge können wir nicht mittragen. Unser Ringen um bessere Verträge geht weiter.«

Gilad *Margalit* behandelt in ihrem kritischen Aufsatz die Bestrebungen von Hans-Christoph Seebohm, in den 1960er Jahren Bundesminister für Verkehr, Spre-

cher der Sudetendeutschen Landsmannschaft, die Vertriebenenproblematik im Interesse der Vertriebenenverbände beziehungsweise der Heimatvertriebenen zu universalisieren. Der in seinen Sonntagsreden oft provozierend auftretende Politiker wurde von Adenauer stark an sich gebunden, damit er unter ständiger Kontrolle blieb. Die Verfasserin macht faszinierende Beobachtungen über Seebohms Argumentation für ein geeintes Europa mit »einem freien Böhmen, Mähren und Schlesien« und enthüllt in der Analyse der Praxis auch seine wirklichen Beweggründe dafür.

Zwei weitere Beiträge sind thematisch eng zu den drei biografisch orientierten Aufsätzen zu knüpfen. Christian Lotz setzt sich zum Ziel, die Landsmannschaft Schlesiens in den erinnerungspolitischen Kontroversen zwischen Ost und West zu untersuchen. Seine wichtigste These lautet, dass es sich weder in der Bundesrepublik Deutschland noch in der DDR um die Tabuisierung der Ereignisse und Prozesse vor und nach dem Weltkrieg handelte. Beide Seiten thematisierten aber die Frage, wobei sie vor der nationalen Öffentlichkeit und im internationalen Diskurs nur Argumente einsetzten, die sie in der Diskussion über die Grenzfrage für nützlich hielten. Matthias Finster konzentriert sich in seinem sehr informativen Aufsatz auf die Analyse der Tätigkeit des BdV nach 1982 und die Änderung seines Einflusses in den verschiedenen Perioden der vergangenen 30 Jahre – von der Aufwertung der Organisation während der Kanzlerschaft Kohls nach 1982 über den Verlust des wirklichen politischen Einflusses zur Zeit der Wiedervereinigung bis zur Neupositionierung des BdV im öffentlichen Leben Deutschlands durch Erika Steinbach, der ersten Präsidentin der Organisation. Finster macht deutlich, dass es dem BdV durch das Projekt „Zentrum gegen Vertreibungen“ gelang, aus der politischen Defensive herauszukommen und die Aufmerksamkeit der Medien zu wecken. So blieb er auch weiterhin eine wichtige Wählerklientel der CDU/CSU.

Małgorzata Świder behandelt die Entgermanisierungsbestrebungen in Oberschlesien nach 1945. Unter dem komplexen Begriff *Entgermanisierung* verstand man die Aussiedlung der Deutschen, »die Ausschaltung der deutschen Sprache in Wort und Schrift«, die »Bekämpfung der prodeutschen Mentalität« und die Änderung der deutschen Vor- und Familiennamen. Nach der Verfasserin wurden zwar die Maßnahmen der Verwaltung vom Großteil der polnischen Bevölkerung gar nicht abgelehnt, aber die Entgermanisierung hatte keinen wirklichen Erfolg, weil die deutsche Kultur von der autochthonen Bevölkerung als normal empfunden wurde, und der Radikalismus der polnischen Ansiedler relativ schnell nachließ. Andreas Kossert untersucht die Kehrseite der Medaille: den Empfang und die Integration der Vertriebenen in Deutschland. Die Vertriebenen waren von den Einheimischen gar nicht gern gesehen, sie wurden sogar oft auch öffentlich als Nazis gebrandmarkt, in einer Gesellschaft sogar, wo ein bedeutender Teil der Bevölkerung vor der gesamtgesellschaftlichen Verantwortung fliehen wollte. Nach der These von Kossert muss man im Fall der Vertriebenen statt einer gelungenen Integration von einer inneren Emigration und erzwungenen Assimilation sprechen. Kossert, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung (Berlin), ist der Meinung, dass die innere Versöhnung der Deutschen mit den Vertriebenen immer noch auf sich warten lässt.

Iris Thöres befasst sich mit der Entstehungsgeschichte des Ungarn-Bandes der Reihe „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mittleuropa“. Von der Analyse bekommen wir eine Einsicht nicht nur in das Rivalisieren der ungarndeutschen Landsmannschaften und das nicht völlig spannungsfreie Verhältnis des

Bundesvertriebenenministeriums zur wissenschaftlichen Kommission unter der Leitung von Theodor Schieder, sondern auch in die Argumentationswelt der ehemaligen Volksbund-Prominenten (Anton Tafferner, Johann Weidlein, Georg Goldschmidt, Franz Hamm), die um die Deutungshoheit über die ungarndeutsche Vergangenheit in der Bundesrepublik Deutschland erbittert kämpften. Die Verfasserin zählt nicht nur ihre wichtigsten Kritikpunkte auf, sondern nimmt sogleich Stellung.

Jan M. *Piskorski* stellt zwölf Thesen zum Thema „Zwangsmigrationen im Kontext des Zweiten Weltkriegs“ anhand seines kürzlich erschienen Buches „Die Verjagten. Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts“ auf. Seine scharfsinnigen Bemerkungen zu wichtigen Aspekten der Zwangsmigration bewegen den Leser zum Weiterdenken der einzelnen Problemfelder des Fragenkreises. Nach dem eher essayistischen Beitrag von Michael *Salezuski* wird der Band durch ein Namens- und Ortsregister abgerundet.

Der Band leistet einen wichtigen Beitrag zum Thema Flucht, Vertreibung und Vertriebenenintegration. Die Aufsätze fußen auf breiter Literatur und stellen einen fundierten Überblick zur Klärung der ausgewählten Themen dar.

*Ferenc Eiler*

Budapest

ROTHER, HANS-JÜRGEN: *Die Freie Montagsuniversität in Budapest. Eine fliegende Universität in Ungarn vom Ende der 1970er bis Mitte der 1980er Jahre*. Regensburg: Ungarisches Institut 2014. 314 S. Zahlr. Abb. ISBN 978-3-929906-68-4 = Studia Hungarica 52.

Das vorliegende Buch behandelt ein Thema, das bisher – wie der Verfasser angibt – »im deutschsprachigen Raum [...] bislang kaum wahrgenommen wurde« (S. 9): die Entstehung und Praxis der *Freien Montagsuniversität* im Budapest der 1980er Jahre als wichtiger Bestandteil der damaligen ungarischen Opposition. Als Grundlage dieser Studie dienten ungarische Veröffentlichungen, wobei sich Rother vor allem auf einen von Sándor Szilágyi 1999 herausgegebenen Interviewband und einige Originalunterlagen des ungarischen Innenministeriums aus dem Budapester Historischen Archiv der Staatssicherheitsdienste bezieht. Das Ziel der Studie ist es, einen Überblick über »Organisation, Inhalte und Umfang« (S. 9) der Wohnungsvorlesungen, welche die Freie Montagsuniversität letztendlich ausmachten, zu liefern. Dabei stehen vor allem Aktivitäten in Budapest im Mittelpunkt, obwohl auch auf ähnliche Erscheinungen in einer anderen ungarischen Stadt, Szeged, hingewiesen wird.

Der Diplomphilologe Hans-Jürgen Rother hat sein Buch chronologisch aufgebaut. Nach einer Einleitung, die das Phänomen einer *fliegenden Universität* vor allem im Hinblick auf ähnliche Erscheinungen in Polen und der damaligen Tschechoslowakischen Republik historisch verortet, folgen drei größere Teile zu den Anfängen der Budapester Montagsuniversität, deren Etablierung sowie deren schwindender Bedeutung seit Mitte der 1980er Jahre. Am weitaus umfangreichsten ist jedoch der Anhang, der fast zwei Drittel des Buches ausmacht. In diesem werden Dokumente aus dem ungarischen Innenministerium, ins Deutsche übersetzt, vorgestellt. Außerdem wurden Faksimiles einer Objektakte aus dem Budapester Historischen Archiv der Staatssicherheitsdienste abgedruckt. Ergänzt wird der Anhang

durch Kurzbiografien, einem Abkürzungsverzeichnis, einer Bibliografie sowie einem Orts- und Personenregister.

Rother beschreibt in den verschiedenen Kapiteln Veranstaltungen der Montagsuniversität, deren Themen und die Personen, die sich in der Montagsuniversität engagierten. Parallel dazu zeigt er verschiedene Versuche der ungarischen »Machthaber« (S. 24) auf, diese Aktivitäten, beispielsweise durch die Einschüchterung der Vortragenden, zu stören oder ganz zu unterbinden. Dabei wird die ungarische Opposition wiederholt hoch gelobt und die ungarische Regierung polemisch abgewertet, ohne jedoch die vorgetragenen Behauptungen immer zu belegen. So schreibt Rother, dass die Machthaber »überrascht« gewesen seien, »lange irritiert« blieben und »sich zunächst vorrangig darauf (beschränkten), zu beobachten und abzuwarten, bis sie sich durch das Stehvermögen der Opposition in die Ecke gedrängt fühlten«. (S. 24) Regierungsinterne Dokumente, die diese Einschätzung bestätigen würden, werden nicht zitiert. Der Leser bekommt daher wiederholt den Eindruck, dass der Verfasser ohne systematische Quellenkritik Zeitzeugenberichte nutzt und dabei den abweisenden Blick der damaligen Oppositionellen auf den ungarischen sozialistischen Staat übernimmt, ohne diese Berichte auch nur im Ansatz zu analysieren oder zu hinterfragen.

Gleichzeitig wertet Rother – ohne seine Wertungen zu begründen. Im Hinblick auf die Montagsuniversität zum Beispiel schreibt er: »Ihr die Existenzberechtigung abzuspochen, war falsch.« (S. 27.) Anstatt Reaktionen der ungarischen Regierung systemimmanent zu analysieren, wird retrospektiv (ab)gewertet. Das analytische Ziel dieser Studie bleibt dadurch leider unklar. Auch die Überschriften der Unterkapitel helfen dem Leser wenig, den Text und dessen Zielführung zu verstehen. Das Unterkapitel 1. 2., zum Beispiel, trägt den Titel „Oppositionelle Bildungseinrichtung nach eigenem Muster, Fehlentwicklung des Landes, verhaltene Repression“ (S. 25); nicht nur in diesem Fall ist der Zusammenhang mit dem darauf folgenden Text nicht leicht ersichtlich. Übergänge bleiben holprig, die Sprache ist oft blumig, ungenau, manchmal schwer verständlich.

Wie schon erwähnt, nimmt der Anhang einen sehr großen Teil des Buches ein. Hier wurden verschiedene Dokumente, teilweise ins Deutsche übersetzt und teilweise als Faksimile, in ungarischer Sprache, abgedruckt. Für den Leser wird weder aus dem Text noch aus dem Anhang ersichtlich, warum gerade diese Dokumente zur Publikation ausgesucht wurden, was sie aussagen sollen und in welcher Form sie die Aussagen der Studie unterstützen. Obwohl es einige Fußnoten gibt, in denen Strukturbezeichnungen in den Dokumenten, Abkürzungen und einige der in den Dokumenten erwähnten Institutionen oder Begriffe näher erläutert werden, ist der Leser in der Auseinandersetzung mit den Dokumenten weitgehend sich selbst überlassen. Irritierend wirken besonders diejenigen, nicht wenigen, Fußnoten, in denen auf Fehler hingewiesen wird. So steht in Dokument 3 »Miklós Szabó hat zwischen August 1978 und Mai 1979 regelmäßig vor einer großen Öffentlichkeit [...] Vorträge [...] gehalten.« (S. 130.) Dazu erklärt die Fußnote 8, dass im Originaldokument »fälschlicherweise« die Angabe »Mai 1978« gestanden hätte. In der wissenschaftlichen Praxis ist es eher üblich, das Original zu belassen und in der Fußnote auf die Möglichkeit einer falschen Angabe hinzuweisen. Personenverzeichnis und Bibliografie sind hingegen hilfreiche Informationsquellen für die Leser, die sich intensiver mit dem Thema befassen möchten.

KORKUT, UMUT: *Liberalization Challenges in Hungary. Elitism, Progressivism, and Populism*. New York: Palgrave Macmillan 2012. X, 243 S. ISBN 978-0-230-11459-3 = Europe in Transition. The NYU European Studies Series.

Der Verfasser des vorliegenden Bandes ist Lecturer an der Glasgow School for Business and Society der Glasgow Caledonian University. Er hat an der Budapester Central European University studiert und dort auch zwölf Jahre lang Ungarisch gelernt. Dabei hat er offensichtlich auch die nun fast einhundert Jahre alten gegensätzlichen und miteinander wettstreitenden geistesgeschichtlichen Strömungen der sogenannten *Volksnahen* (*népi*) und *Urbanen* (*urbánus*) kennen gelernt, legt aber den Schwerpunkt seiner deskriptiv-analytischen Arbeit nicht auf diese Konfliktlinien – auch wenn sie für den Ungarnkenner stets im Hintergrund *mitschwingen*. Der Verfasser möchte mit seiner Arbeit eine theoretische Analyse von drei Entwicklungslinien liefern, die in der öffentlichen und insbesondere deutschen Debatte der letzten Jahren als miteinander verbundene, einander bedingende und somit unverzichtbare Elemente eines demokratischen Systems betrachtet werden: Liberalisierung, Demokratisierung und Europäisierung. Damit nimmt er im Prinzip die Debatte vorweg, die der ungarische Ministerpräsident Viktor Orbán im Jahr 2014 ausgelöst hat, als er sich zum Konzept eines *illiberalen Staates* (*illiberális állam*) bekannte.

Zu Beginn des ersten Kapitels stellt der Verfasser fest: »Die Liberalisierung ist im neuen Europa des 21. Jahrhunderts in Schwierigkeiten« (S. 1). Korkut führt damit den Spannungsbogen ein, in dem zu Transformationsbeginn Liberalismus und Liberalität als Gegner von Tradition und als Proponenten von Modernität verstanden wurden. Die durchaus richtige Einschätzung, dass zu Beginn der 1990er Jahre eine liberale Perspektive zugleich eine anti-kommunistische war, bedarf allerdings der Ergänzung, dass konservative Traditionen ebenso anti-kommunistisch und für den Transformationsprozess relevant waren. Dennoch, und damit kann Umut Korkut nur beiegepflichtet werden, hat »ein elitengeführter institutioneller Wandel den Prozess der politischen und ökonomischen Liberalisierung in Ungarn abgewürgt und rechten Reaktionen an der Grenze zum Populismus ausgesetzt« (S. 3). Was das aus politikwissenschaftlich-theoretischer Perspektive bedeutet, stellt der Verfasser im ersten Kapitel dar. Dabei skizziert er gut die theoretischen Grundlagen, die Klassifizierung von unterschiedlichen Demokratietypen und deren Gefährdung sowie die politisch-ökonomische Liberalisierung während des Transformationsprozesses im Allgemeinen. Schließlich geht er auf die Besonderheiten des Liberalismus im ungarischen Kontext ein und betont richtigerweise die enge Verbindung zwischen Liberalisierung und Elitismus in der ungarischen Geschichte und Gegenwart, die stets konservative Gegenreaktionen provozierte.

In zweiten Kapitel umreißt der Verfasser die ungarische politische Geschichte seit der Mitte der 1980er Jahre, wobei sein Fokus auf einer Politik der Demokratisierung beziehungsweise der gesellschaftlich-politischen Pluralisierung liegt. Dabei stellt er die richtige Frage, die in den meisten Diskussionen über Ungarn – aber auch über andere osteuropäische Staaten – oft fehlt: Was bedeutet im nationalen Kontext liberal, links, konservativ? Eine eingehende Analyse dieser Fragestellung hätte natürlich den Umfang des Bandes gesprengt, und so verortet er in Übereinstimmung mit ungarischen Autoren wie András Körösenyi, Gergely Egedy und Zsolt Enyedi die gesellschaftspolitische Spaltung entlang der Haltung zur Identitätspolitik. Er folgert, dass weniger die Innenpolitik, sondern vielmehr die

Einstellung der politischen Akteure gegenüber der Liberalisierung – als Antithese zur Identitätspolitik – von Politik, Gesellschaft und Wirtschaft die Trennlinie entstehen lasse. Außerdem gehe der Elitismus, der die ungarische Politik charakterisiere, mit der Identitätspolitik Hand in Hand, die wiederum Auswirkungen auf die Liberalisierung habe. Der Verfasser stellt auch fest, dass sich die Haltung mancher Akteure zur politisch-ökonomischen Liberalisierung im Transformationsverlauf gewandelt haben, und verdeutlicht diesen Kontext in einer kurzen, aber guten Analyse des ungarischen Parteiensystems seit 1989 unter dem Liberalisierungsaspekt. Er arbeitet gut heraus, dass die Ungarische Sozialistische Partei (*Magyar Szocialista Párt*, MSZP) – je nachdem, ob sie in der Regierungsverantwortung oder der Opposition war – zwischen einer ökonomischen Liberalisierung und den Werten einer traditionell linken Partei oszillierte. Für den Verband Junger Demokraten (*Fiatalkor Demokraták Szövetsége*, Fidesz) konstatiert er, dass sein Verhältnis zur wirtschaftlichen Liberalisierung nicht gradlinig war und sich nach 2004, als er in der Opposition war, stark gewandelt hat (S. 48).

Das folgende Kapitel widmet sich der Frage, welches die Liberalisierungshemmnisse während des Demokratisierungsprozesses in Ungarn waren. Dabei stehen zwei Überlegungen im Zentrum: 1. eine moralisch unterfütterte, elitenbasierte Demokratisierung ruft populistische Gegenreaktionen gegenüber einer Liberalisierung hervor; 2. die gleichzeitige Liberalisierung von Wirtschaft und Politik stärkt den Populismus und schwächt die Liberalisierer. In diesem Zusammenhang kommt der Verfasser zur richtigen Schlussfolgerung, dass Demokratisierung und Liberalisierung einander behindern können, wenn es keine wechselseitigen, positiven Rückkopplungen gibt. Dieses »Dilemma der Gleichzeitigkeit« (Claus Offe) ist tatsächlich ein wichtiges, wenn auch nicht das einzige Element für das Verständnis soziopolitischer Polarisierungen in Ungarn.

Das vierte Kapitel gibt einen historischen Überblick über den Liberalismus und die Entstehung liberaler Strömungen in Ungarn. Wichtiger als die einführenden Bemerkungen zu Ungarn in der Habsburger Monarchie und die Bedeutung liberaler Bewegungen als Opposition ist der Abschnitt zur Zwischenkriegszeit. Hier werden die Grundlagen für das Verständnis der spezifischen gesellschaftlichen Polarität in Ungarn herausgearbeitet. Anhand der Auseinandersetzung zwischen *Volksnahen* und *Urbanen* (S. 92), der geistesgeschichtlichen Bedeutung der Zeitschrift ‚*Nyugat*‘ (*Westen*) und der sozialistischen Ideen verdeutlicht der Verfasser die Wichtigkeit und Fruchtbarkeit der ungarischen Geistesgeschichte jener Periode. Er widmet sich aber auch der sozialistischen Ära und unterschiedlichen Liberalisierungstendenzen, wobei hier nach Ansicht des Rezensenten der Liberalisierungsbegriff etwas überstrapaziert wird. Er spricht den Neuen Ökonomischen Mechanismus an, neo-marxistische Liberalisierungskonzepte der Budapester Schule als Alternative zum Kádárismus sowie den Kreis liberaler Dissidenten, die als elitärer Zirkel keine feste Verankerung in der ungarischen Gesellschaft hatten. In der Tat agierten all diese Gruppen innerhalb des sozialistischen Systems mehr oder weniger unbehelligt, was wohl auch darauf zurückzuführen ist, dass sie keine breite gesellschaftliche Basis aufbauen konnten, und ihre Ideen zur Liberalisierung weitgehend im Rahmen akademischer Diskussionen verblieben. Eine gesellschaftliche Mobilisierung, wie sie beispielsweise die polnische *Solidarność* erreichte, erzielte die ungarische liberale Opposition nie. Das unterstreicht zusätzlich den Elitismus, den der Verfasser hervorhebt und den Alltagsorgen der Bevölkerung gegenüberstellt. So folgert Korkut richtig, dass »weder ökonomische Reformen noch radikale Demo-

kratie und Liberalisierung für die Öffentlichkeit attraktiv werden konnten, denn diese war in mikrogesellschaftlichen, familiären Strukturen eingeschlossen und mit den Alltagsnöten befasst« (S. 114).

Im darauffolgenden, umfangreichsten Kapitel führt Umut Korkut diesen Gedanken der Entfremdung zwischen der liberalen Elite einerseits und der Bevölkerung andererseits fort. Er stellt fest, dass eine neoliberale Politik und ein liberaler Diskurs ins Zentrum gerückt waren und – insbesondere nach dem EU-Beitritt Ungarns im Jahr 2004 – die Demokratisierung und Europäisierung als Themen aus der Debatte verdrängt haben. Dabei zeigt er gut auf, wie die MSZP als Nachfolgepartei der ehemaligen Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei zusammen mit dem liberalen, aus ehemaligen Dissidenten bestehenden Verband Freier Demokraten (*Szabad Demokraták Szövetsége*, SZDSZ) zu den Hauptvertretern einer neoliberalen Politik wurden und sich immer weniger für soziale Fragen interessierten. Dies führte, so Korkut, zu einer angestrebten Entmachtung der allgemeinen Öffentlichkeit durch eine liberale Politik (S. 124-130). Insbesondere nach dem EU-Beitritt habe »die Debatte über die ökonomische Transformation in Ungarn gezeigt, wie sich der neoliberale Reformkurs in eine allumfassende Wahrheit gewandelt hat, hervorgehoben durch die Praktiken der liberalen Intelligenzija, die die wirtschaftliche Reformpolitik förderte und legitimierte, jedoch die Öffentlichkeit entmachtete« (S. 150). Anhand unterschiedlicher Beispiele und Entwicklungsstränge zeigt der Verfasser auf, wie sich der politische Diskurs um Liberalisierung und Europäisierung von den Alltagsrealitäten entfernte und der damals unwahrscheinliche Beitritt zur Eurozone als »Zeichen der Zivilisation – sogar als der endgültige Schritt einer Rückkehr nach Europa« (S. 150) – dargestellt wurde. Der Graben zwischen der liberalen Elite und der Bevölkerung wurde zusätzliche durch die Verwendung einer Sprache der Macht vergrößert. Diese war »eine kalte unfreundliche, strenge technokratische Sprache der Wirtschaft«, welche »die allgemeine Öffentlichkeit mit Frustration, Zweifeln, Unsicherheit erfüllte und daher zum Mittel der Entmachtung wurde« (S. 157). Damit schildert der Verfasser sehr gut die sozioökonomischen Polarisierungsprozesse, die zu einem Anwachsen des Populismus und zu einer konservativen Gegenreaktion in Ungarn geführt haben.

Im sechsten Kapitel widmet sich der Autor der konservativen Reaktion auf diese Form der Liberalisierung nach dem außerordentlichen Wahlsieg des Fidesz im Jahre 2010. Zunächst skizziert er traditionelle und zeitgenössische Elemente des Konservatismus und Populismus innerhalb des Fidesz, in dem sich der zunehmende populistische Konservatismus nach 1990 verorten ließ. Der Verfasser geht davon aus, dass die »populistische Reaktion mit der impliziten Annahme auftritt, dass der Wille der Mehrheit zwangsläufig gut und weise ist und sich auf das Volk in einer idealisierten und reinen Form beruft, während er die Elite sowohl in der Praxis als auch in ihren Werten für korrupt hält« (S. 165). Um welche Werte es sich aus konservativer Sicht handelt, die für Staat und Gesellschaft notwendig sind, hinterfragt der Verfasser im Kapitel »Arbeit, Heimat und Ordnung sowie Familie« (S. 168-177). Er meint zurecht, dass dies jene Werte seien, die der Fidesz den »Übeln des Liberalismus« gegenüberstellt. Dabei arbeitet er Widersprüche in der Haltung des Fidesz heraus, beispielsweise Austerität und Kürzung von Sozialausgaben bei gleichzeitig wachsender Staatstätigkeit oder Vereinbarkeit von nationalen Interessen mit einer vertieften Europäisierung. Er analysiert auch, »wie der Fidesz unterschiedliche Politikinstrumente eingeführt hat, um ein Mikromanagement der ungarischen Gesellschaft sicherzustellen« (S. 192). Hierbei kommt Korkut zu dem Schluss, dass die

damit verbundene »Suche nach Erneuerung den Systemwechsel und alle Errungenschaften einer Liberalisierung vollständig und die Errungenschaften der Europäisierung teilweise diskreditiert hat« (S. 192). Schließlich widmet Korkut der rechten Partei Jobbik, die einen besonderen Angriff auf den Liberalismus in Ungarn unternimmt, ein eigenes Unterkapitel. Er beschreibt unter anderem deren Nationalismus, Establishment-feindliche Haltung, Anti-Semitismus und Anti-Ziganismus sowie Fremdenfeindlichkeit.

Umut Korkut schlussfolgert, dass »die konservative Reaktion auf den Elitismus, der dem Liberalisierungsprozess innewohnt, darin besteht, einfach alle Kapitel des Transformationsprozesses aufzuschlagen, das gesamte Missmanagement aufzuzeigen und den Prozess der Demokratisierung und Europäisierung durch einen konservativen Filter neu zu interpretieren. [...] Dadurch, dass sie das Versagen der ökonomischen Liberalisierung, eine Wohlfahrt zu garantieren, benutzen, können die Konservativen auch die Errungenschaften der politischen Liberalisierung abwerten« (S. 193). Auch wenn dieser Feststellung im Prinzip zugestimmt werden kann, greift dieser ökonomische Erklärungsansatz doch zu kurz. Die politische Polarisierung beruht vielmehr auf Wertvorstellungen, die kaum miteinander in Einklang gebracht werden können. Hierzu gehören: individuelles versus kollektives sowie religiöses versus säkulares Gesellschaftskonzept, ein abweichendes Nations- und Familienverständnis, unterschiedliche Auffassungen von Modernität, Mittelstand versus Industrie. Aus diesem Grund hat Korkut Recht, wenn er meint, die Liberalisierungsfrage bestimme die gesellschaftliche und politische Spaltung in Ungarn. Dies sei deshalb der Fall, weil die Modernisierungsprinzipien mit dem Liberalismus gleichgesetzt würden und die liberale politische Elite gemeinsam mit der sogenannten Intelligenzija festgelegt habe, welches diese Prinzipien seien. (S. 198) Dass er die konservative Reaktion als eine »revolutionäre Suche nach einer alternativen Moralisierung« (S. 200) bewertet, ist ebenso folgerichtig und schlüssig wie die Interpretation als eine »alternative Modernisierung, die einen starken Staat und eine starke Nation unterstütze, Arbeit, Heimat und Ordnung sowie Familie priorisierte, jedoch, anders als ihre liberalen Vorgänger, weitreichende wirtschaftliche Reformen bei der Verteilung von Sozialleistungen vorantrieb« (S. 200).

Umut Korkut hat ein streckenweise wenig systematisches, jedoch gut lesbares, nachvollziehbares und fundiertes Werk zu den Problemen der Liberalisierung nach 1990 vorgelegt. Die knappe Einführung in die historischen Grundlagen gibt auch demjenigen Leser die notwendige Basis für das Verständnis des gesellschaftspolitischen Umfeldes, in dem der ungarische Liberalismus zu verorten war und ist, der sich nicht mit der ungarischen (Geistes-)Geschichte beschäftigt hat. Wichtiger jedoch ist die Kategorisierung und Analyse der gesellschaftlichen und politischen Realitäten nach dem Transformationsbeginn. Die vom Verfasser intensiv diskutierten Fragen des Elitismus und moralischen Exklusivismus, die den Liberalisierungsprozess negativ geprägt haben, bereichern die Diskussion über die ungarische Entwicklung ungemein und ergänzen sie um Fragestellungen, die meist zu wenig beachtet werden. Daher ist das Werk ein wertvoller Beitrag nicht nur zur ungarischen Zeitgeschichte, sondern insgesamt zum Verständnis liberaler oder neoliberaler Politiken und Wirtschaftsmaßnahmen in Transformationssystemen.

KÜPPER, HERBERT: *Ungarns Verfassung vom 25. April 2011. Einführung – Übersetzung – Materialien*. Frankfurt am Main [u. a.]: Peter Lang 2012. 454 S. ISBN 978-3-631-62427-2 = Studien des Instituts für Ostrecht München 70.

Kein gesetzgeberisches Vorhaben eines EU-Mitgliedslandes wurde in den vergangenen Jahren international so kontrovers diskutiert wie das am 25. April 2011 verabschiedete und am 1. Januar 2012 in Kraft getretene Grundgesetz Ungarns (*Magyarország alaptörvénye*). Die jüngste Verfassung Europas wurde unter anderem in einer aktuellen Stunde des deutschen Bundestags, im Europarat, vom Europäischen Parlament und der Kommission der Europäischen Union, ja sogar im US-Kongress behandelt. Die von mehr oder weniger gut informierten Vertretern (Rechtswissenschaftler, Politiker, Pressevertreter, Publizisten) verliehenen Prädikate reichten dabei von *vorbildlich* über *durchwachsen* bis hin zu *undemokratisch* und *uneuropäisch*. Die – mit Ausnahme der Venedig-Kommission des Europarates – zumeist unter politischen, weniger juristischen Aspekten geführte und oft genug eher oberflächliche Debatte glitt von Beginn an in eine auffällige schwarz-weiß-Sichtweise ab: Vehemente Gegner standen sich den glühenden Befürwortern in eben jener Unversöhnlichkeit gegenüber, welche die ungarische Politik seit 25 Jahren negativ prägt, einen Dialog zwischen den politischen Lagern fast unmöglich macht und dem Land letztlich genau dieses Grundgesetz als ideologische Blaupause nur eines politischen Lagers – der aktuellen Regierungsmehrheit – bescherte. Eine unter rechtswissenschaftlichen Gesichtspunkten geführte Debatte kam seit 2012 nur am Rande zustande und erhielt – wie eine im Herbst 2013 geführte Fachkonferenz in München – kaum Öffentlichkeit.

Herbert Küpper gebührt Dank dafür, dass er mit vorliegendem Band versucht, die Debatte um die ungarische „Osterverfassung“ um eine fundierte rechtswissenschaftliche Analyse zu bereichern. Der Verfasser ist in Fachkreisen, nicht zuletzt auch wegen seiner hervorragenden Kenntnisse der Landessprache, als ausgewiesener Experte für Ungarn bekannt: Geschäftsführender Direktor des Instituts für Ostrecht München (zugleich Landesreferent für Ungarn), Honorarprofessor an der deutschsprachigen Andrassy Universität Budapest, „Doctor et Professor Honoris Causa“ der Universität Fünfkirchen (*Pécs*) – dies nur Auszüge aus seiner Vita. Nach der im Münchener Verlag C. H. Beck 2011 erschienenen „Einführung in das ungarische Recht“, in der bereits eine kurze Stellungnahme zur neuen Verfassung enthalten war, folgt nun die mit 450 Seiten umfangreichste deutschsprachige Analyse derselben.

Das Werk stellt – nach einer kurzen Einleitung – den Gesetzgebungsprozess vor, legt den allgemeinen Aufbau des Grundgesetzes dar, befasst sich mit seiner »ideologischen Aufladung« und Sprache. Im weiteren Verlauf werden, für Abhandlungen verfassungsrechtlichen Inhalts üblich, die Staatsgrundsätze (Demokratie, republikanische Staatsform, Souveränität) sowie die Wirtschafts- und Finanzverfassung (einschließlich der Grundsätze der Außenpolitik) erläutert. Im Anschluss folgen die Hauptkapitel „Grundrechte“ und „Staatsorganisation“. Die Vorstellung der Rechtsquellen – Verfassung, Kardinalgesetze (2/3-Gesetze), einfache Gesetze, Regierungsverordnungen, Völkerrecht – und ein Fazit schließen den analytischen Teil ab. Eine für die meisten Leser zur Überwindung der Sprachbarriere unentbehrliche – qualitativ überzeugende – vollständige Übersetzung des Grundgesetzes in die deutsche Sprache sowie eine Gegenüberstellung mit der zum 1. Januar 2012 außer Kraft getretenen Verfassung von 1949 runden das Werk ab.

Inhaltlich überzeugt das Buch. Rechtswissenschaftlich ist der Band in Breite und Tiefe die *Benchmark* unter den deutschsprachigen Abhandlungen zum ungarischen Grundgesetz. Allerdings gilt hier die Einschränkung, dass die Verfassung aufgrund mittlerweile fünf Reformen seit 2012 nicht mehr in der Fassung gültig ist, die im Buch behandelt wird.

Besonders wertvoll erscheinen dem Rezensenten die Kapitel zu den Grundrechten und die das Verständnis fördernde Darstellung der historischen Bezüge. Küpper sieht einerseits Verbesserungen gegenüber dem (in Teilen unsystematischen) Stückwerk der alten, seit der Wende mehrfach modifizierten Verfassung von 1949, andererseits aber auch Verschlechterungen: Fehlender Dialog mit der Opposition (der Verfasser dieser Rezension sieht die Verantwortung hierfür allerdings nicht nur bei der Regierungsmehrheit), der bewusste Verzicht auf eine Volksabstimmung (an deren Stelle wurde ein Fragebogen an die Bevölkerung versendet, der einzelne Themen *abfragte*), große Eile und in Teilen mangelnde gesetzgeberische Qualität in der Formulierung. Berechtigte juristische Kritik wird überall dort geübt, wo es angezeigt ist: Als Beispiele seien hier der Angriff auf die Souveränität des Verfassungsgerichts durch Entziehung von Entscheidungskompetenzen (Haushaltsrecht), die Implementierung eines demokratisch nur unzureichend legitimierten Haushaltsrates (Vetorecht bei Verabschiedung des Haushaltsgesetzes) und die – wohl einzigartige – Regelung, wonach Gesetze mit Haushaltsbezug nur mit qualifizierter Mehrheit geändert werden können, genannt: Ein Versuch der aktuellen Regierungsmehrheit, die jetzt manifestierten haushaltsrechtlichen Regelungen dem Zugriff etwaiger Nachfolger zu entziehen. Insgesamt konstatiert der Verfasser dem Grundgesetz, in manchen Punkten ein Fortschritt, in anderen – gerade ideologisch – ein (bisweilen deutlicher) Rückschritt zu sein.

Es verwundert in Anbetracht der kontroversen, zeitweise hysterisch geführten Debatte nicht, dass der Verfasser die rechtswissenschaftliche Bewertung der Verfassung hin und wieder um eine ideologisch-politische ergänzt. Dies ist jedoch der Gesamtsituation geschuldet: Die neue Verfassung eines EU-Mitgliedstaates ist eben auch ein *politisches* Produkt der herrschenden verfassungsändernden Mehrheit und muss sich der politischen Debatte stellen. Dies gilt beim ungarischen Grundgesetz in besonderem Ausmaß, da der Gesetzgeber für die ideologische Aufladung des Normtextes selbst gesorgt hat (die Präambel wird als „Nationales Glaubensbekenntnis“ bezeichnet). Man kommt somit, auch als Rechtswissenschaftler, nicht umhin, an vielen Stellen politisch und rechtsvergleichend zu bewerten. Küpper übt Kritik dort, wo es möglich ist oder opportun erscheint. Bisweilen lässt seine Bewertung die politische Einstellung des Verfassers erahnen, die Sachlichkeit geht hierbei allerdings nicht verloren. Das erfreut, denn der Rechtswissenschaftler sollte der Versuchung widerstehen, Gesetzestexten im Rahmen einer zur *Sachverhaltsquetsche* verkommenden Auslegung stets denjenigen Inhalt zu verpassen, welcher der eigenen Argumentation am vorteilhaftesten erscheint. Diesem Postulat wird Küpper gerecht.

Das Buch kann uneingeschränkt empfohlen werden. Dies gilt nicht nur für Rechtswissenschaftler, sondern auch für jene Kreise, die sich – wie etwa Journalisten und Politologen – in der Vergangenheit lautstark mit dem Grundgesetz befasst haben, ohne es möglicherweise ausreichend analysiert zu haben. Wer sich mit Gesetzeswerken befasst, tut gut daran, auf solides rechtswissenschaftliches Grundwissen zurückzugreifen. Es würde helfen, die Diskussion zu versachlichen und

auf die Punkte zu fokussieren, die eine kritische Würdigung verlangen. Das hat das ungarische Grundgesetz bitter nötig.

*Michael Pießkalla*

München

## Wirtschaft und Gesellschaft

BERLÁSZ, JENŐ: *Erdélyi jobbágyiség – magyar gazdaság (Válogatott tanulmányok)* [Siebenbürgische Leibeigenschaft – ungarische Wirtschaft (Ausgewählte Aufsätze)]. Szerkesztette BUZA, JÁNOS – MEYER, DIETMAR. Budapest: Argumentum 2010. 331 S. ISBN 978-9-634-46547-8 = *Gazdaság- és társadalomtörténeti kötetek* 5.

Dieser Band der Reihe „Bände zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte“ besitzt großen historiografischen Wert. Er enthält ausgewählte Aufsätze, die in den ersten zwei Jahrzehnten der bewegten Karriere von Jenő Berlász (1911-2015) entstanden sind. Somit ist er nicht allein eine Ehrerbietung vor den Leistungen eines bedeutenden Historikers, sondern stellt zugleich dauerhafte Forschungsergebnisse dem breiteren Publikum wieder zur Verfügung.

Für angehende Studenten der ungarischen Wirtschaftsgeschichte ist der Aufsatz aus dem Jahre 1943 „A magyar gazdaság- és társadalomtörténet-írás kialakulása“ (*Die Herausbildung der ungarischen Wirtschafts- und Sozialgeschichtsschreibung*, S. 242-259, 1944 auch in deutscher Sprache erschienen) eine Pflichtlektüre. Berlász gibt hier einen detaillierten, nach Forschungsthemen und Forschungsrichtungen orientierten Überblick der hundertjährigen Entwicklung dieser vielversprechenden Disziplinen, angefangen bei den Werken von Mihály Horváth und Károly Kossovich, die 1835 zum Preisausschreiben der Ungarischen Akademie der Wissenschaften entstanden sind.

Mehrere Aufsätze stellen die Geschichte der thesesianischen Urbarial-Regulierung in Siebenbürgen dar. Parallel zu ihrer Verordnung in Ungarn wies Maria Theresia 1766 auch das Siebenbürgische Gubernium zur Ausarbeitung der Urbarial-Regulierung in Siebenbürgen an. In den nächsten zwei Jahrzehnten entstanden mehrere Projekte, darunter ein anonymes aus dem Jahre 1769, das von Berlász entdeckt und ausführlich dargestellt wurde, sowie jenes von Carl Graf O'Donell wie auch die Vorschläge Kaiser Josephs II., die er 1773 nach seiner Reise in Siebenbürgen formuliert hatte, die aber die ständischen Partikularinteressen, vertreten von Samuel Baron von Bruckenthal, dem Schützling Maria Theresias, nicht zu durchbrechen vermochten. Demnach wurde dieser Reformversuch 1778 wegen des bayerischen Krieges zur Seite gelegt. Somit blieb die Urbarial-Regulierung in Siebenbürgen im 18. Jahrhundert erfolglos.

Die Fortsetzung dieser Geschichte, nämlich die Maßnahmen Josephs II. und der Horia-Aufstand von 1784, behandelte Berlász in einem großen und oft zitierten Aufsatz, der in diesem Band (in Auszügen) ebenso publiziert ist (S. 90-103) wie jener, den der Verfasser 1943 auf den Spuren von István Hajnal schrieb. Dabei wendete er Methoden der modernen Sozialwissenschaften an und untersuchte die Gesellschaftsgeschichte Siebenbürgens seit der ungarischen Landnahme mit Blick auf die Stellung der Rumänen im veränderlichen Sozialgefüge der Region (S. 104-124).

Den Fragen um die Urbarial-Regulierung und Leibeigenschaft in Siebenbürgen ist der 1942 erschienene Aufsatz „A magyar jobbágykérdés és a bécsi udvar

az 1790-es években” (*Die Leibeigenenfrage und der Wiener Hof in den 1790er Jahren*, S. 143-183) gewidmet. Darin analysiert Berlász die Diskussionen über die Leibeigenschaft in Ungarn, die sich im letzten Jahrzehnt des Wiener Staatsrats (1790-1801) zwischen den starren ständisch-juristischen Stellungnahmen einerseits und den aufgeklärten wirtschafts- und sozialpolitischen Bestrebungen andererseits entfalteten. In diesem Untersuchungsjahrzehnt ermatteten allmählich die josephinischen Reformbestrebungen, und die Stellungnahmen von Joseph Izdenczy, der an der theresianischen Urbarial-Regulierung festhielt, bestimmten die Entscheidungen von Franz II. (I.) und dem Wiener Hof.

Der besondere Wert dieser Aufsätze besteht darin, dass sie mehrere bedeutende Quellen erschließen und bewerten. Neben den verschiedenen Projekten zur Urbarial-Regulierung publizierte und analysierte Berlász zum Beispiel auch jene Statistik, die 1767 in tabellarischer Form über die Aufgliederung der Szekler Gesellschaft nach Rechtskategorien zusammengestellt wurde, um die Siebenbürgische Hofkanzlei in Steuerangelegenheiten zu informieren (S. 46-51). Berlász führte noch vor dem Zweiten Weltkrieg umfangreiche Forschungen in Wiener Archiven durch, wobei er Quellen zutage förderte, die inzwischen vernichtet und den Forschern nicht mehr zugänglich sind. Einmalig sind daher in seinen Aufsätzen zum Beispiel die ausführlichen Darstellungen und Exzerpte aus den Staatsrat-Akten.

In den 1950er Jahren durfte Berlász auf dem Gebiet der Stadt- und Industriegeschichte wissenschaftlich arbeiten. Die Ergebnisse dieser Forschungen sind in zwei bedeutende Aufsätze eingeflossen, die seine Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Agrarwelten chronologisch in einem ganzen Jahrhundert weiterführen. Einerseits waren das die zwischen 1790 und 1840 allmählich erstarrenden Zünfte von Pest und Buda (S. 184-217), und andererseits die ersten fünfzig Jahre des Ganz-Betriebes, einem der Vorreiter der umwälzungsträchtigen Großindustrie zwischen 1845 und 1895 (S. 218-241).

Berlász sammelte und publizierte auch wertvolle historisch-statistische Daten. Solche Tabellen sind aus redaktionellen Gründen im Anhang des Bandes untergebracht. Die statistischen Angaben, ihre Auslegung und Weiterverarbeitung werden sicherlich zu weiteren Forschungen anregen.<sup>1</sup>

Das Vorwort des Bandes (S. 7-10) bildet der eigene Rückblick von Berlász auf seine wissenschaftliche Laufbahn, der somit historiografischen Quellenwert besitzt, während im Nachwort (S. 316-326) János *Buza* das historische Werk von Berlász ausführlich vorstellt. Das sorgfältig zusammengestellte Schriftenverzeichnis (S. 309-315) zeigt eindeutig, dass Berlász auch während jener Nachkriegsjahre, in denen er aus der offiziellen Gemeinschaft der Historiker verbannt war, eine große Wirkung in engeren Fachkreisen auszuüben vermochte. Der vorliegende Sammelband sollte nun in breiteren Kreisen zur Wiederentdeckung und zur verständnisvollen Rezeption seiner Werke beitragen. Hilfreich sind dabei die deutschsprachigen (in einem Fall französischsprachige) Zusammenfassungen der hier publizierten Aufsätze. Dank der sorgfältigen herausgeberischen Arbeit von János *Buza* und Dietmar *Meyer* wurde die Bibliothek zur Geschichte Ungarns um ein bedeutsames Buch bereichert.

*Antal Szántay*

Budapest

<sup>1</sup> Vgl. *Antal Szántay*: Adatok a 18. századi Habsburg Monarchia pénzügyeiről. In: *Századok* 145 (2011) 804-812.

WEISZ, BOGLÁRKA: *A királyketteje és az ispán harmada. Vámok és vámszedés Magyarországon a középkor első felében* [Zwei Drittel des Königs und ein Drittel des Gespans. Zölle und Verzollung in Ungarn in der ersten Hälfte des Mittelalters]. Budapest: Magyar Tudományos Akadémia, Bölcsészettudományi Kutatóközpont, Történettudományi Intézet 2013. 538 S. ISBN 978-9-639-62763-5 = Magyar Történelmi Emlékek. Adattárak / Monumenta Hungariae Historica, Elenchi.

Diese Arbeit ist das Ergebnis einer langwierigen Forschungsarbeit. Die Verfasserin, eine illustre Vertreterin der ungarischen Wirtschaftsgeschichtsschreibung, tilgt eine alte Schuld ihrer wissenschaftlichen Zunft.

Das Werk sammelt die einschlägigen Daten von den Anfängen des ungarischen Mittelalters bis zur Regierungszeit von Ludwig I. von Anjou. Eingangs werden die zeitlichen Eckdaten geklärt. Nach Weisz konnte der König im Zeitalter der Árpáden nicht nur von den eigenen Zöllen, sondern auch von fremden Zöllen eine Befreiung erteilen. Dies änderte sich im 14. Jahrhundert. Dieser Umstand könnte die Aufstellung der Zeitabschnitte begründen. Man muss aber hinzufügen, dass – wie die Forschungen von Weisz belegen – die innere Struktur des Staates in den Anjou-Zeiten, besonders in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, stark an jene der Árpáden-Zeit angelehnt war. Bezüglich der Zeit Ludwigs I. sind dementsprechend weitere Forschungen nötig.

Der Band gliedert sich in drei Teile. Nach der Einführung trägt eine Studie von rund 50 Seiten die Zollgeschichte der ersten Hälfte des ungarischen Mittelalters vor. Darauf folgt die Belegsammlung, das Rückgrat der Monografie. Den Abschluss bildet ein wertvoller Anhang.

Die erwähnte Studie teilt sich in vier Unterkapitel, in denen die Typologie der Zölle, die Gestaltung der königlichen Zollpolitik, die Einkommen aus den Zöllen und die Befreiungen von Zöllen behandelt werden. Eine detaillierte Analyse ist den Zollarten gewidmet, so auch der Frage, wer und wie die einzelnen Zollarten einzog, wie der königliche Wille die Bildung dieses Wirtschaftsfeldes im Königreich der Árpáden und der Anjou unter Karl I. Robert (und späteren Herrschern) beeinflusste. Die informative und allgemeinverständliche Analyse erleichtert es, wichtige Begriffe und Vorgänge nachzuvollziehen. Sie schildert, wie die Verzollung in der Praxis verlief, dass die Zollspende der ersten säkularen Person von Géza II. stammt und dass die Zollschlüssel von 1/100 und 2/100 gemäß Dezimalsystem berechnet wurden (abweichend von jenen Zollschlüsseln, die das Duodezimalsystem als Grundlage nahmen). So handelt es sich bei diesen beiden Zollschlüsseln um die ältesten Zölle. Die Zollstätten wurden (wie auch die Märkte) mit Unterscheidungsmerkmalen versehen, zum Beispiel mit Kreuz oder Rad für die Reisenden.

Boglárka Weisz hat sich in mehreren Studien mit diesen Fragen auseinandergesetzt. Besonders erwähnenswert sind ihre datenreichen Beiträge zur Geschichte der Zölle in Raab (*Győr*) und Gran (*Esztergom*), anhand derer auch die Betrachtung von mehreren ähnlichen Zöllen möglich ist, etwa jenes in Ofen (*Buda*) und Göllnitz (*Gölnicbánya, Gelnica*). Ein spannendes Problem stellt auch das Dreißigstel von Dubica (*Hrvatska Dubica*) dar, weil – obwohl das Dreißigstel zu den Einkommen des königlichen Paares (in erster Linie der Königin) gehörte – der Bischof von Agram (*Zagreb*), Ágoston, es 1314 während der Besitzverteilung von den Babonićen dem Ban Johann zusprach. Der Hintergrund dieses Vorganges könnte den Gegenstand weiterer Forschungen bilden.

Boglárka Weisz liefert nicht nur Antworten auf obige Fragen, sondern hilft, die Forschungen bezüglich des ungarischen Handels im Mittelalter, des Wegenetzes und sogar der Interdependenz von Politik und Wirtschaft vorwärtszutreiben. Sie sammelte in diesem Teil ihres Werkes nicht nur die Zollstätten, sondern auch die Markt- und Wasserzollstätten; so unterstützt sie die Kartierung des Wegenetzes des mittelalterlichen ungarischen Königreiches. Ihr offenkundiges Ziel besteht darin, ihre Forschungen auf die nächste Periode des Mittelalters auszudehnen. Die einzelnen Belege folgen in alphabetischer Reihenfolge aufeinander. Dies ist wohl die sinnvollste Methode bei der Anfertigung einer derartigen Belegsammlung, wengleich dieses Verfahren die Verarbeitung von Zollhistorien der einzelnen Komitate gewissermaßen erschwert. Neben dem ungarischen Namen der Siedlung ist der heutige Name in Klammern zu finden, weiterhin der Name des Komitats, in dem sich die Siedlung im Mittelalter befand, und zuletzt der Code des Landes, auf dessen Gebiet die ehemalige Zollstätte heute liegt. Die einzelnen Sätze der Belegsammlung erfassen im Anspruch auf Vollständigkeit alle Informationen, die vom 11. Jahrhundert bis zum Anfang der Regierungszeit von Ludwig I. bezüglich der Zollgeschichte der entsprechenden Siedlung zu finden sind. Mitunter bilden ganze Komitate je einen Satz (zum Beispiel Abaúj, Békés, Komárom).

Die Sammlung von Weisz enthält insgesamt annähernd 900 Belege. Die meisten Daten stammen aus den Komitaten Zala, Bihar, Somogy, Pozsony, Nyitra und Zemplén (mehr als 30 Belege). Nur in den Komitaten Mittel-Szolnok und Torontál wurden keine Daten zu Zollstätten oder Wasserübergängen gefunden. Bei sieben Siedlungen können die Orte wegen des unsicheren Textes der Quellen nicht genau festgestellt werden; in neun weiteren Fällen war die Zugehörigkeit einer Stätte zu einem Fluss nicht einmal für die Zeitgenossen immer eindeutig. Regional gesehen überrascht es, dass aus Siebenbürgen weniger Daten gesammelt werden konnten, als zum Beispiel aus dem Komitat Zala. Wenn wir aber in Betracht ziehen, dass Siebenbürgen in den Fernhandel erst während der Regierungszeit von Ludwig I. fest eingestiegen war, ist es verständlich, dass bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts nur 45 Zollstätten, Markt- und Wasserzollstätten und Siedlungen mit Brücken nachgewiesen werden können.

Die Datenbasis enthält viele neue Informationen. Eine der auffälligsten Neuerungen ist die Behandlung von Häfen, Brücken und Fähren, die von der früheren Fachliteratur fast ganz und vollständig vernachlässigt wurden – etwa von György Györffy in der monumentalen historischen Geografie Ungarns in der Árpádenzeit<sup>1</sup> und von Bálint Ila im mehrbändigen Werk über das Komitat Gömör.<sup>2</sup> Im Verhältnis zu dem von Györffy verarbeiteten Komitat Abaúj kann Boglárka Weisz an die zehn neuen Daten aufweisen; sie gibt auch eine Siedlung an (Garbóc, *Bohdanovce*), die Györffy nicht bekannt war oder im entsprechenden Teil seiner historischen Geografie nicht zu finden ist. Zum Komitat Gömör führt Weisz fünf Daten mehr als Bálint Ila an. Bezüglich Melléte (*Meliata*) macht sie auch darauf aufmerksam, dass die Erwähnung des mittelalterlichen Zolls der Siedlung nur in einer Fälschung der Neuzeit vorkommt, die Ila nicht erwähnt.<sup>3</sup> Ähnliches gilt für die alte Studie von

<sup>1</sup> György Györffy: *Az Árpád-kori Magyarország történeti földrajza*. I-IV. Budapest 1987-1998.

<sup>2</sup> Bálint Ila: *Gömör megye*. I-IV. Budapest 1944-1976.

<sup>3</sup> Ebenda, III, 28-29.

Elemér Mályusz über die Zollstätte des Komitats Turóc.<sup>4</sup> Weisz führt drei Daten aus diesem Komitat an: Otmár (*Jazernica*), wo eine Brücke stand, Ruttka (*Vrútky*), wo es einen Hafen gab, und Turóc (*Turiec*), wo die Zollentrichtung erfolgte. Die Daten von Mályusz stammen aus der Zeit von Ludwig I., sind also neueren Datums. In Szucsán (*Sučany*) gab es schon 1359 ein *tributarius regius*, dessen Aufgabe es war, die Marktzölle aus Szucsán und Szentmárton (*Martin*) seinem Gespan einzuziehen. 1363 wird die Fähre beim Zusammenfluss von Turóc und Vág erwähnt, der sich in der Nähe der Dracheninsel befand. Aus dem gleichen Jahr wurde auch eine Brücke über den Fluss Prekopa gefunden.<sup>5</sup> Boglárka Weisz wollte wahrscheinlich diese Daten nicht in ihre eigene Arbeit aufnehmen, da sie keine stichhaltigen Beweise dafür gefunden hat, dass an diesen Orten zur Zeit von Karl I. die genannten Gebühren eingetrieben wurden. Im Falle von Szucsány taucht aber die Frage auf: Wenn 1359 an der Siedlung eine königliche Stadt erwähnt wird, die der Burg Szklabinya (*Sklabiňa*) und seit den 1320er Jahren dem König gehörte,<sup>6</sup> dann könnte die Zolleinzahlung bereits früher begonnen haben? Leider gibt diesbezüglich nicht einmal die slowakische Fachliteratur eine Antwort.<sup>7</sup> Jan Beňko erwähnt aus dem Jahre 1183 ein Beleg, aus dem er folgert, dass bei Zniev (Komitat Turóc) Zölle erhoben wurden. Einen Teil derer schenkte Béla III. der Kirche in Nyitra (*Nitra*). Beňko bezog seine Folgerungen auf eine Urkunde, die auch von Weisz erwähnt wird: Aufgrund der *teloney de Turc* in der Urkunde gibt sie richtig Turóc an.<sup>8</sup> All dies verweist auf Fragen, die dank der Forschungsarbeit von Weisz leicht beantwortet werden können.

Die Monografie endet mit einem Anhang, in dem 43 Zollregeln aufgeführt sind. Die Zolltarife aus der Zeit der Árpáden und der frühen Anjou wurden bislang noch nicht in dieser Vollständigkeit zusammengetragen. Von diesen Regeln stammen 23 aus der Árpádenzeit und 20 aus der Regierungszeit Karls I. Diese Zusammenstellung zeigt nicht nur, wo und welche Zölle erhoben wurden, sondern informiert den Leser in Tabellen geordnet auch über die einzelnen Zolltarife und Zollbeträge. Weisz teilt auch Veränderungen im Wert des Zolles mit. Im Appendix finden sich außerdem zwei Landkarten. Die eine zeigt den Weg vom Jahr 1336 mit verminderten Zolltarifen, die andere stellt die Fähre Kakat dar. Weitere neun Landkarten, die in der Belegsammlung aufgelistet sind, hätten vielleicht auch im Appendix ihren Platz finden sollen. Als Beilage lässt sich eine Landkarte Ungarns ausklappen, auf der die Siedlungen der Belegsammlung zu finden sind.

Die Orientierung im Band wird vom detaillierten Register geografischer und Personennamen erleichtert. Neben der Belegsammlung, die den Zugang zu zahlreichen wirtschaftsgeschichtlichen Problemen ermöglicht, und der umfassenden und äußerst gründlichen Vorstudie machen die fast 4.000 Fußnoten und die Bibliografie auf 20 Seiten diese Arbeit zu einem der Grundwerke in der Thematik, in dem die Verfasserin neben Urkunden auch die mittelalterliche Geschichtsliteratur (zum Beispiel die Chronikkomposition aus dem 14. Jahrhundert) sowie die ältere und jüngere Fachliteratur auch slowakischer, kroatischer und – in geringerem Umfang – rumänischer Provenienz verwendet. Die hier versammelten wissenschaftlichen

<sup>4</sup> Elemér Mályusz: Turóczmegye vámhelyei és forgalma a középkorban. In: Századok 53 (1919) 34-56.

<sup>5</sup> Ebenda, 53.

<sup>6</sup> Pál Engel: Magyarország világi archontológiája 1301-1437. I-II. Budapest 1996, hier I, 432.

<sup>7</sup> Jan Beňko: Starý Turiec. Martin 1996, 142-143.

<sup>8</sup> Ebenda, 44. Vgl. Richard Marsina: Codex diplomaticus et epistolaris Slovaciae. I-II. Bratislava 1971-1987, hier I, Nr. 94.

Erträge von Boglárka Weisz sind geeignet, weitere Forschungen mit äußerst weitem Spektrum zu fördern. Auf sie wird man bei der Zuordnung der einzelnen Zollstätten eines Komitats und der Darstellung des Wegenetzes ebenso wenig verzichten können wie bei der Untersuchung des Zusammenwirkens der politischen und wirtschaftlichen Sphären, einschließlich der wirtschaftlich motivierten regionalen Konflikte in der Untersuchungszeit, für die der Machtzuwachs von Landesherren charakteristisch war. Darüber hinaus ist dieses Werk auch ein nützliches Hilfsmittel bei der universitären Ausbildung.

Péter Haraszti Szabó

Budapest

*Hans Dernschwam's Tagebuch einer Reise nach Konstantinopel und Kleinasien (1553/55)*. Herausgegeben von BABINGER, FRANZ. Ins Neuhochdeutsche übersetzt von RIECKE, JÖRG. Berlin: Duncker & Humblot 2014. XXXVII, 300 S. 87 Abb. ISBN 978-3-428-13768-8.

Der Name von Hans Dernschwam (1494-1568), ehemaliger Faktor des Handelshauses der Fugger, die sich auch am Abbau eines Teils der Bodenschätze im Königreich Ungarn beteiligten, ist spätestens seit der Herausgabe seines türkischen Reisetagebuchs untrennbar mit dem Namen des bereits damals anerkannten Orientalisten Franz Babinger (1891-1967) verbunden.<sup>1</sup>

Die neueste Ausgabe von Dernschwams Reiseaufzeichnungen, die eine außerordentliche Fülle von Daten enthalten, ist – mit einiger Übertreibung – eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Deutsche. Die in der archaischen Sprache des Jahrhunderts der Reformation formulierten Aufzeichnungen wurden von Jörg Riecke, einem an der Universität Heidelberg lehrenden Germanistikprofessor, für den heutigen Leser zugänglich gemacht. Der Sprachwissenschaftler hatte mit zahlreichen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn wie auch im Falle anderer Sprachen gab es in der erwähnten Epoche keine einheitliche Rechtschreibung, und auch der Verfasser des Tagebuchs war nicht immer konsequent, als er seine Gedanken zu Papier brachte. In der Entwicklung der Sprachen kam es zu semantischen Veränderungen, und während der gut zwei Jahre dauernden Reise von Wien nach Kleinasien und zurück zeichnete Dernschwam eine Fülle von geografischen und Personennamen auf, von denen ein Teil im Laufe der Zeit verlorengegangen ist, so dass eine vollständige Identifizierung eine unlösbare Aufgabe darstellt.

Wie in der Frühneuzeitforschung allgemein bekannt, war Dernschwams Name in der ungarischen Geschichtsliteratur seit dem Ende des 18. Jahrhunderts als *Johannes Thurnschwambius* in Umlauf. Seine im Alter verfassten Memoiren stellen eine reichhaltige Quelle dar, die von den Historikern gern und oft genutzt wird. Die einige Beamte in Ungarn betreffende, nicht selten durchaus rohe Ausdrucksweise missfiel einem ungarischen Philologen, der den Verfasser, der den überwiegenden Teil seines Lebens in Ungarn verbracht hatte, als »undankbaren kleinen Deutschen« bezeichnete.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> *Hans Dernschwam's Tagebuch einer Reise nach Konstantinopel und Kleinasien (1553-55)*. Hg. Franz Babinger. München 1923, Berlin<sup>2</sup> 1986.

<sup>2</sup> József Podhradczky: A' Fukar szónak származásáról és tulajdonjelentéséről. In: Tudományos Gyűjtemény 19 (1835) 81.

Es sollte nahezu ein ganzes Jahrhundert vergehen, bis sich Oszkár Paulinyi, der auch Einsicht in die im Fugger-Archiv verwahrten, bisher nicht veröffentlichten Dernschwam-Schriften genommen hatte, verständnisvoll und mit großer Anerkennung über die Reisebeschreibung von Dernschwam äußerte. Da diese Rezension vom Umfang einer Mitteilung weder in der ungarischen noch in der fremdsprachigen Dernschwam-Literatur ein Echo hervorgerufen hat, sei hier daraus zitiert: Dernschwam »war bei der Beurteilung von Menschen nicht frei von Vorurteilen. Sein starker christlicher Glaube, die verinnerlichte Religiosität, die ihn auch gegenüber den sich damals immer mehr an weltlichen Werten orientierenden Priestern der Römischen Kirche harte Worte finden ließ, das intensive Gefühl, ein Deutscher zu sein, und das auf der Ehre der Arbeit beruhende bürgerliche Selbstbewusstsein führten zu Tönen des Hasses all jenen gegenüber, die seinen Anschauungen feindlich gegenüber standen. Diese Einseitigkeit bei der Beurteilung von Personen, auch wenn die Übertreibungen einen Kern von Wahrheit enthielten, wurde durch die Gewissenhaftigkeit aufgewogen, mit der er seine Informationen gesammelt hat und durch die Genauigkeit der Letzteren. Seine Gewissenhaftigkeit in dieser Hinsicht beweist nicht besser, als die große Zahl der Preis-, Maß- und Volumendaten, von denen er eher weglässt, um nicht zu veröffentlichen, was der Wirklichkeit nicht entspricht.«<sup>3</sup>

Bezüglich der Identifizierung von Ortsnamen wies Paulinyi auf zahlreiche von den Verlagen verursachte Fehler hin; Paulinyi ist bis zum heutigen Tag der einzige Forscher, der in der Dernschwam-Literatur darüber aufgeklärt hat, dass es sich bei der in der Nähe von Komárom gelegenen römischen Ruinenstadt nicht um *Potentiana* handelt. Aus der überaus reichen archäologischen Literatur über den heute zur Stadt Komorn (*Komárom*) gehörenden Ort Szóny (*Brigetio*) sei jene deutschsprachige Studie hervorgehoben, die auch eine skizzierte Planzeichnung von *Brigetio* enthält.<sup>4</sup>

Von den zu berichtenden geografischen Hinweisen soll hier folgender erwähnt werden: Als Folge einer fälschlichen Interpretation von Babinger<sup>5</sup> ist in der vorliegenden Ausgabe zu lesen, dass *Zeppel* mit der sich im Süden von Budapest erstreckenden Insel *Csepel* identisch sein soll (S. 280). Die Formulierung »zum *Zepel*« im Text von Dernschwam (1923) bezieht sich nach Meinung des Rezensenten aber nicht auf die Insel, sondern auf den der Insel ihren Namen gebenden Ort *Csepel*, der sich später entvölkerte. Im Jahre 1555, als Dernschwam mit seinen Reisegefährten bei *Csepel* die Donau überquerte, war dies noch eine bewohnte Siedlung, ihre namentlich bekannte Bevölkerung zahlte Steuern an die türkischen Besatzer.<sup>6</sup>

Angesichts der sozialwissenschaftlichen Fachliteratur, die immer umfangreicher und spezieller wird, ist auch von den Sprachwissenschaftlern nicht zu erwarten, dass sie die Ergebnisse von archäologischen und turkologischen Forschungen mit verfolgen. Die beiden Beispiele, die dem Werk entnommen wurden, das nun in einer moderneren Sprache vorliegt, sollten Hinweise darauf sein, dass sich be-

<sup>3</sup> Oszkár Paulinyi: Hans Dernschwam's Tagebuch [...]. in: Századok 59-60 (1925-1926) 54-61, hier 56-57.

<sup>4</sup> András Mócsy: Das territorium legionis und die canabae in Pannonien. In: Acta Archeologica Academiae Scientiarum Hungaricae 3 (1953) 179-200, die skizzierte Zeichnung: 196-197.

<sup>5</sup> Hans Dernschwam's Tagebuch (1923), 270, 302, Fußnote 243.

<sup>6</sup> Gyula Káldy-Nagy: A budai szandzsák 1559. évi összeírása. Budapest 1977, 272, Nr. 544. *Csepel* ist heute der XXI. Bezirk von Budapest.

züglich der bereits in mehrere Sprachen übersetzten, außerordentlich wertvollen Reisebeschreibung Dernschwams auch der Anspruch einer kritischen Neuauflage stellt – was zweifellos eine interdisziplinäre und internationale Zusammenarbeit verdienen würde. Nach der von Jörg Riecke besorgten Übertragung des Dernschwam-Textes in die heutige deutsche Literatursprache wird der ungarische Leser mit Sicherheit den Wunsch verspüren, die von Lajos Tardy angefertigte ungarische Übersetzung wieder in die Hand zu nehmen.<sup>7</sup>

Die Ausgabe des Jahres 2014 enthält neben dem vollständigen Text des Vorworts und der einleitenden Studie von Franz Babinger auch das in der Berliner Ausgabe von 1986 erschienene Nachwort des Juristen und Rechtshistorikers Roman Schnur, außerdem bibliografische Angaben einiger Werke aus der neueren Fachliteratur. Das der Gegenwart in der vorzüglichen Übertragung von Jörg Riecke angepasste Dernschwam-Tagebuch ist ein Werte bewahrendes und Werte schaffendes Buch, das die Achtung und den Dank seiner Leser verdient.

János Buza

Budapest

FATA, MÁRTA: *Migration im kameralistischen Staat Josephs II. Theorie und Praxis der Ansiedlungspolitik in Ungarn, Siebenbürgen, Galizien und der Bukowina von 1768 bis 1790*. Münster: Aschendorff 2014. XI, 451 S. 8 farb. Abb., 4 Kt. ISBN 978-3-402-13062-9.

*Migration* – dieser Begriff klingt im heutigen Kontext sehr aktuell. Aktuell war er auch im 18. Jahrhundert, als die planmäßige, (staatlich) geregelte und gelenkte Migration der Vermehrung der Landesbevölkerung diene. Das umfangreiche Werk der Tübinger Historikerin Márta Fata setzt sich allerdings nicht zum Ziel, einen Überblick und eine Analyse der Einwanderung der (vor allem deutschen) Kolonisten in Ungarn zu geben, sondern versucht, den theoretischen Hintergrund mit Kaiser Joseph II. zu erhellen und dadurch die Thematik Siedlungsmigration in der Relation Theorie-Praxis darzustellen.

Das Buch gibt 1768 und 1790, den Tod Josephs II. als Zeitgrenzen an. Die erste Jahreszahl mag etwas ungewöhnlich erscheinen, denn offensichtlich lässt sich an dieses Datum kein besonderes Ereignis knüpfen. Dennoch wurde es als Zäsur gewählt, denn in jenem Jahr unternahm Joseph II. seine erste Reise durch das Temeswarer Banat, wo die Ansiedlung in höchstem Maße gefördert worden war. Trotzdem hätte das Anfangsjahr des vorliegenden Buches auch anders bestimmt werden können. Das Jahr der Ernennung zum Mitregenten in der Habsburgermonarchie (1765) zum Beispiel – oder 1766, als der Kaiser-Mitregent seine erste Reise innerhalb der Monarchie (in Böhmen und Mähren) durchgeführt hatte, wenn schon seine Reisetätigkeit so betont im Buch erscheint. Die Reise im Temeswarer Banat 1768 war unstrittig von großer Bedeutung für die späteren Reformen von Joseph II., aber auch seine allerersten Erfahrungen während der böhmischen Reise dürfen nicht vergessen werden. Etwas bedenklich scheint auch die zweite Hälfte des Titels zu sein, denn der »kameralistische Staat Josephs II.« vermittelt den Eindruck, als handele es sich im Buch um ein Staatsgefüge, dessen alleiniges Oberhaupt Joseph II. war. Zweifelsohne war er seit dem 17. September 1765 Mitregent in der Habsburgermonarchie, aber bis zum Tod Maria Theresias kann man keineswegs über *sei-*

<sup>7</sup> Hans Dernschwam: Erdély. Besztercebánya. Törökországi útinapló. Budapest 1984.

nen Staat sprechen. Zwar hatte er ein Mitrederecht und in manchen Bereichen sogar gewisse Handlungsfreiheit. Aber im Titel des Buches die Rolle der Herrscherin scheinbar auszuklammern beziehungsweise nur Joseph II. hervorzuheben, finden wir verfehlt.

Geografisch gesehen zielt das Buch nicht allein auf die seit dem 19. Jahrhundert ansiedlungsgeschichtlich besonders gut untersuchten Gebiete ab, also auf das Temeswarer Banat und das ehemalige Komitat Batsch-Bodrog (*Bács-Bodrog*, auch Batschka genannt). Fata bezieht als neue Forschungsfelder Galizien und die Bukowina in die Untersuchung mit ein. Andere Zielgebiete der Ansiedlung, so Binnengebiete des Königreichs Ungarn, werden auch behandelt. Das Großfürstentum Siebenbürgen wird nur am Rande erwähnt. Bei jedem dieser Gebiete können voneinander abweichende Ziele der Einwanderung und der Ansiedlung genannt werden, denn die Ansiedler mussten in den (südlichen beziehungsweise nordöstlichen) Grenzregionen der Monarchie anderen Zwecken entsprechen als in den inneren Komitaten des Landes. Fata teilt ihr Buch nicht nach diesem Ordnungsprinzip ein, die Unterteilungen nimmt sie nicht nach Verteidigungs- oder Wirtschaftszwecken vor. Ihr Leitgedanke bezieht sich einerseits auf die praktische Umsetzung der theoretischen Überlegungen des Kaisers, die er allerdings mit eigenen Erfahrungen während seiner mehrmaligen Reisen bekräftigt hatte, andererseits auf seine Absicht, durch Reform der Agrarverhältnisse und Verbesserung der Lage der Bauern auch das Staatswohl zu erreichen, wozu auch die angesiedelten deutschen Kolonisten viel hätten beitragen können.

Das Buch gliedert sich in fünf Hauptkapitel und einen »Ertrag« (als Zusammenfassung der Ergebnisse). Im ersten Hauptkapitel (A) werden wir über historiografische Fragen bezüglich der Siedlungsmigration und der Absolutismusforschung ausführlich unterrichtet. Das letzte Unterkapitel erklärt die Fragestellung des Werkes und gibt über Methode und Quellenbasis sowie über einige Begriffe wie *Kolonisten*, *Walachen* und *Raitzen* Aufschluss.

Im zweiten Hauptkapitel (B) bekommen wir einen breiten Überblick über die Vorgeschichte der Ansiedlungspolitik im östlichen Teil der Habsburgermonarchie. Hier wiederum erscheint eine ungewöhnliche Zeitspanne: Die deutsche Ansiedlung wird von 1689 bis 1771 behandelt. 1689 wurde gewählt, weil das „Einrichtungswerk des Königreichs Hungarn“ von Leopold Kardinal Kollonich in jenem Jahr Kaiser und König überreicht wurde. 1771 gilt als die Einstellung der thesesianischen Impopulation, obwohl Kolonisten auch nach diesem Zeitpunkt im Banat ankamen. Fata erörtert ausführlich die Ziele und Kosten sowie den Verlauf der Ansiedlungen in den 1760er Jahren.

Das dritte Hauptkapitel (C) untersucht die Reisen des Mitregenten und seine Erfahrungen innerhalb der Monarchie – besonders hervorgehoben wird der Besuch 1768 im Temeswarer Banat, etwas weniger betont die Reise 1773 in Siebenbürgen und Galizien. Fata nutzt die Bemerkungen des Mitregenten in seinen Reisejournalen und -relationen, um seine frühen Ansichten über die Ein- und Auswanderung plastisch darzustellen. In Anlehnung an das zweite Hauptkapitel (B) kommt sie auf die Impopulation im Temeswarer Banat zurück und stellt die Situation vor und nach dem kaiserlichen Besuch im Süden des Landes anhand von Archivalien dar. Sie behandelt detailliert die oft gegensätzlichen Absichten der mit dem Ansiedlungswerk beauftragten Kameralbeamten und des Kaisers und die Beweggründe der Königin, des Kaisers und der Staatsräte, neue Ansiedlungspraktiken, ein neues Verfassungssystem und neue Wirtschaftsmaßnahmen in der Provinz einzuführen.

Erst im vierten Hauptkapitel (D) wird man mit den praktischen Fragen der Einwanderung und Ansiedlung vertraut gemacht – jedoch erst, nachdem man 15 Seiten über die Reformen des Kaisers innerhalb der Habsburgermonarchie, mit Schwerpunkt auf das Königreich Ungarn, gelesen hat. Durch diese drei Hauptkapitel scheint ein zu großer Akzent auf die Vorgeschichte des Ansiedlungswerkes gelegt worden zu sein, das etwas kürzer hätte angesprochen werden können. Hier kommt die Diskrepanz zwischen dem Titel und diesem Hauptkapitel zum Ausdruck: das Thema Impopulation, Migration, die Praxis der Ansiedlung wird ausführlich, anhand reichlich benutzter Archivquellen eigentlich erst aufgrund des Impopulationswerks Josephs II. während seiner Alleinherrschaft behandelt – also nur in jener Zeit, in der er tatsächlich allein entscheiden und handeln konnte.

Fata führt als neuen – und für die ungarische Geschichtsschreibung bislang unbekannt – Begriff »Raabisation« ein, die zuerst eine Methode zur Umgestaltung der Agrarverhältnisse Böhmens bedeutete. Das ab 1770 eingeführte System ermöglichte einerseits ein gewisses Eigentumsrecht beim zugewiesenen Land (wie Vererbung, Aufnahme von Hypotheken), dies unter Beibehaltung des staatlichen Besitzrechtes, andererseits enthielt es die Möglichkeit zur Robotablösung. Dieses System wurde 1783 in Ungarn auch auf den Staatsgütern (Kameral-, Exjesuiten-, Stiftungs- und aufgelösten Ordensgütern) eingeführt.

Fata wählt nach der Darstellung der Auswirkungen der »Raabisation« in den östlichen Provinzen der Habsburgermonarchie nicht die chronologische Herangehensweise, sondern teilt das Hauptkapitel geografisch auf: Galizien und Bukowina, auf die das Zielland Ungarn (mit dem seit 1779 dazugehörigen Banat) folgt. Siebenbürgen fehlt aus dieser Reihe, denn hier war vielmehr die Auswanderung charakteristisch – oder aber der Bevölkerungsaustausch innerhalb des Großfürstentums, wodurch man die Errichtung der siebenbürgischen Militärgrenze erreichen wollte. Die Verfasserin behandelt in diesen sehr interessanten Unterkapiteln eingehend die Varianten, die Technik und den Verlauf der Siedlungsmigration in der jeweiligen Provinz (auch die unterstützende beziehungsweise ablehnende Haltung der Landesstellen), sie gibt genaue Zahlen an, etwa zu den Kolonistenfamilien und den Migrationskosten. Durch Gegenüberstellung der Meinung des Kaisers und der Noten der Ungarisch-Siebenbürgischen Hofkanzlei beziehungsweise des Königlich-Ungarischen Statthaltereirates gelingt es Fata, die Ursachen für die Abstellung der staatlichen Ansiedlung in Ungarn (und auch im Banat) zu beleuchten.

Interessante Unterkapitel beschäftigen sich mit den alltäglichen Sorgen und Problemen der Kolonisten, beispielsweise mit den Fragen, welche Schwierigkeiten die Ansiedlung für die Beamten und für die Kolonisten bedeutete, wie die Ansiedlungsorte ausgewählt wurden, wie die Bauart der Häuser war, welche Krankheiten die Ansiedler bekamen und welche Differenzen es zwischen der alteingesessenen Bevölkerung und den Neuankömmlingen gab. Vor allem anhand des Fallbeispiels der im Norden des Königreichs Ungarn gelegenen Lechnitzer Herrschaft erhellt die Verfasserin die unterschiedlichen Migrationsmotive der ausländischen (deutschen) und der inländischen Kolonisten, ebenso die Gegensätze der versprochenen und der tatsächlichen Bedingungen der Ansiedlung.

Die im 18. Jahrhundert sehr wichtigen konfessionellen Probleme erscheinen im letzten Hauptkapitel (E), das – anders als die vorangehenden – den Protagonisten »Kolonist« zum Hauptthema hat. Hier werden Broschüren und Flugschriften, Auswandererbriefe, Bittschriften und Memoiren herangezogen, um den Standpunkt, die Meinung der Kolonisten über ihr neues »Zuhause« kennenzulernen.

Für die Analyse der (deutschen) Ansiedlung in der Habsburgermonarchie des 18. Jahrhunderts steht ein überaus reiches unveröffentlichtes Schrifttum zur Verfügung. Die Liste der von Fata benutzten Primärquellen reicht von Wiener und Budapester Archiven bis hin zu slowakischen und serbischen Sammlungen. Besonders gut erschlossen und ausgewertet sind die Akten der Wiener Hofkammer (Banater Akten, Galizische Domänenakten) sowie die Dokumente der Ungarischen Hofkammer und der Ungarisch-(Siebenbürgischen) Hofkanzlei.<sup>1</sup>

Besonders üppig ist auch das Literaturverzeichnis, das nach Werken gegliedert ist, die vor und nach 1800 erschienen sind. Auffallend ist, dass außer mehreren deutschsprachigen zwar einige Titel in westeuropäischen Sprachen benutzt wurden, ansonsten aber fast ausschließlich ungarischsprachige vorkommen. Dies ist einerseits mit dem Forschungsthema zu erklären. Andererseits vermissen wir die (ebenfalls bedeutenden) Ergebnisse der polnischen und rumänischen Geschichtsschreibung, die nur in den jeweiligen Landessprachen zugänglich sind. Diese hätten das Buch bestimmt bereichert, was bei der Benützung und Zitierung der ungarischsprachigen Werke deutlich wird. In diesem Sinne kann man ein großes Lob aussprechen, denn dieses Buch unterrichtet diejenigen Leser, die nur das Deutsche beherrschen, auch über die Erträge der ungarischen Historiografie. Hierbei sind nicht zuletzt die Übersetzungen der ungarischsprachigen Titel hilfreich.

Fata fasst in den einleitenden Hauptkapiteln die Ergebnisse der verwendeten Fachliteratur zusammen und erwähnt oft die Standpunkte der Historiker. Grundlegende selbständige Recherchen bezeugt sie jedoch durch Zitierung der relevanten Archivbestände; besonders wertvoll sind die vielen treffenden und interessanten Zitate. Es sei aber angemerkt, dass auch an jenen Stellen, wo Fata reichlich Archivquellen benutzt, die Ergebnisse der früheren Fachliteratur hätten korrekterweise angeführt werden sollen.

Die am Tübinger Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde angefertigten vier Karten sollen den geografischen (und administrativen) Hintergrund beleuchten. Sie stellen anhand statistischer Angaben Diagramme über die Ansiedlerzahlen dar. Die farbigen Illustrationen bringen einem die Atmosphäre auf dem Höhepunkt der Migrationszeit anschaulich näher. Das Buch enthält ein Ortsregister und ein Personennamenregister.

Das aus einer Habilitationsschrift hervorgegangene Buch von Márta Fata kann als lückenfüllend bewertet werden. Bis jetzt fehlte es an einem umfassenden Werk, das sich auf die staatliche Ansiedlung während der Alleinregierung von Kaiser Joseph II. konzentriert. Über die privatgrundherrschaftliche unter Kaiser Karl VI. sowie die maria-theresianische Ansiedlung war man bereits unterrichtet, über die letzte große Migrationswelle hingegen sind bislang nur Teilstudien erschienen. Fata untersucht die Migration in einem breiteren Kontext, nämlich als Möglichkeit zur Förderung der Landwirtschaft und der Bauernreformen am Beispiel und im Vergleich zweier Gebiete. Dies macht ihr Buch viel komplexer und lesenswert.

*Krisztina Kulcsár*

Budapest

---

<sup>1</sup> Die in Ostmitteleuropa seit mehreren Jahren andauernde Umorganisation des Archivwesens macht sich hier ungünstig bemerkbar: Wegen Zusammenlegungen existieren die in der Bibliografie vorkommenden meisten Archivnamen nicht mehr. Eine Aktualisierung dieser Angaben hätte dem Buch gutgetan.

IFJ. BARTA, JÁNOS: „*Ha Zemplin vármegyét az útas vizsgálja...*“ II: *Adattár Zemplén vármegye 18. századvégi történetéhez* [„Wenn der Reisende das Komitat Zemplin untersucht...“ II: Quellen zur Geschichte des Komitats Zemplin am Ende des 18. Jahrhunderts]. Debrecen: Debreceni Egyetem Történelmi Intézete 2015. 426 S. ISBN 978-9-634-73835-0 = *Speculum Historiae Debreceniense* 20.

Das vorliegende Buch ist die Fortsetzung und Ergänzung des im Jahre 2009 erschienenen Werkes von Professor János Barta über die sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Zustände des Komitats Zemplén im Ungarn des späten 18. Jahrhunderts.<sup>1</sup> Während der erste Band vorwiegend der Darstellung und Analyse gewidmet war und deswegen wenig Raum für die grundlegenden statistischen Angaben ließ, bringt dieser zweite Band eine Fülle von Zahlen, welche die Aussagen des ersten Bandes nicht nur unterstützen und bekräftigen, sondern sogar weitere Forschungen anregen. Demgemäß findet hier der Leser weniger zum Lesen, sondern viel mehr zum Zählen und Weiterverarbeiten. Hier herrschen Zahlen in komplexen Tabellen vor. Aber kein Historiker sollte sich dadurch erschrecken lassen: Es geht nicht um Kliometrik, sondern um die Wiedergabe zeitgenössischen, für die Analyse geordnet bereitgestellten Archivmaterials. Kaiser Joseph II. hätte sich damals über den Band sehr gefreut und dem Verfasser gleich eine Ehrenmedaille überreicht. Was die damaligen Verwaltungsbehörden nicht vollständig oder nur zögernd und nur zum Teil absolvierten, ist in diesem Band von Barta für das Komitat Zemplén nachgeholt worden.

Die Quellen der Datenreihen sind die großen staatlichen statistischen Erhebungen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Das „*Lexicon Locorum*“ (1773) mit Angaben über Nationalität und Religionszugehörigkeit der Einwohner diente als Grundlage zur Identifizierung der Ortschaften. Beinahe gleichzeitig sind die Tabellen der maria-theresianischen Urbarialregulierung (1767) im Komitat Zemplén entstanden. Steuerlisten (*dicalis conscriptio*) liegen ebenfalls seit 1773 im Komitat Zemplén vor. In der Zeit Josephs II. wurde in Ungarn die erste Volkszählung (1784-1787) durchgeführt und das erste Kataster (1787-1790) erstellt, dessen detaillierten Angaben im Komitat Zemplén beinahe als Rarität erhalten geblieben sind, wie auch die hier ebenfalls überlieferten Archivmaterialien von den Konskriptionen der Adligen (1787 und 1797-1800). Dass diese Quellen im Archiv des Komitats Zemplén wohlgeordnet aufbewahrt wurden, ist nicht zuletzt Antal Szirmay, der bereits 1803 eine Beschreibung des Komitats publizierte, und dem berühmten Literaten Ferenc Kazinczy zu verdanken.

Aus diesen Quellen stellte der Autor die statistischen Tabellen zu fünf Themen zusammen: Bevölkerung (S. 23-60), Urbarialregulierung (S. 61-118), Steuerlisten (S. 119-254), Kataster (S. 255-350) und Einnahmen von Adligen (S. 351-384). Eine Liste der Ortschaften des Komitats Zemplén (S. 393-407), sowie Kartenskizzen (S. 409-424) erleichtern die Orientierung. Ein Quellennachweis (S. 387-389) und Angaben zu den verwendeten alten Maßeinheiten und Währungen (S. 391) ergänzen selbstverständlich den Band.

Zu jedem Thema liefert der Autor eine kurze Einführung. Dort nennt er nicht nur die Quellen und erklärt die in den Tabellen erfassten Daten, sondern setzt sich kritisch mit anderen Datenpublikationen auseinander, beispielsweise bezüglich der Urbarialregulierung. Somit gibt das Buch von Barta eine sehr gute Einsicht in

<sup>1</sup> Siehe die Besprechung von Péter Takács in: Ungarn-Jahrbuch 31 (2011-2013) 640-642.

die frühen Statistiken der maria-theresianischen und josephinischen Epoche, und publiziert eine Fülle von Daten, die zur sozio-ökonomischen Analyse bestens verwendet werden können. Auch die Lokalgeschichte, die die 444 Ortschaften des Komitats Zemplén thematisiert, wird bereichert und mit zuverlässigen Angaben aus dem späten 18. Jahrhundert versehen. Es wäre nur noch zu hoffen, dass der Verleger, das Historische Institut der Universität Debrecen, diese Angaben auch als elektronische Datenbank online zugänglich macht.

*Antal Szántay*

Budapest

## Kultur und Bildung

RIEDEL, JULIA ANNA: *Bildungsreform und geistliches Ordenswesen im Ungarn der Aufklärung. Die Schulen der Piaristen unter Maria Theresia und Joseph II.* Stuttgart: Franz Steiner 2012. XIV, 615 S. 42 sch/w Abb., 4 Graf., 2 Tab., 3 Kt. ISBN 978-3-515-09911-0 = Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 77.

Julia Anna Riedel widmet sich – auf Ungarn bezogen und im Kontext der von Maria Theresia und Joseph II. implementierten Bildungs- und Kirchenreformen – der vielseitigen Darstellung der Transformationsprozesse in den Praktiken der Wissensorganisation und der Wissensvermittlung des Piaristenordens. Ihre Arbeit ist die neubearbeitete und ergänzte Fassung der unter der Leitung von Anton Schindling 2010 angefertigten und an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen erfolgreich verteidigten Dissertation der Verfasserin. Die unter dem Titel „Bedrohte Ordnungen“ laufende fächerübergreifende Forschungsinitiative der Tübinger Universität bietet den entsprechenden konzeptionellen und methodologischen Rahmen für diese interdisziplinäre Thematik zur Ordens-, Wissenschafts- sowie Bildungsgeschichte. Das Projekt fokussiert auf Störelemente, welche die Legitimation, die Zielsetzungen, den internen Zustand sowie die Existenz von frühneuzeitlichen politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Ordnungen in Frage stellen, und auf die Erforschung von Überlebens- beziehungsweise Bewältigungsstrategien, die von den einzelnen Ordnungen inmitten solcher Krisensituationen als Gegenreaktion entwickelt werden.

Bereits die Fragestellung der Verfasserin passt sich diesem, auch als Annäherungsmethode interpretierbaren Forschungsansatz an: Inwieweit stellten die Kirchen- und Bildungsreformen der aufgeklärten absolutistischen Regierungsverwaltung der Habsburger eine Bedrohung für den Piaristenorden dar? Welche Überlebensstrategien wurden vom Orden entwickelt, um sich dem inmitten der von der imperialen Habsburger-Strategie geprägten Veränderungen entstandenen neuen System anzupassen und das Fortbestehen des Ordens entsprechend gewährleisten zu können? Die Antworten auf diese Fragen werden von der Verfasserin in den Kontext eines Narratives verlegt, der den historischen Rollenwandel des Piaristenordens als Entwicklungsgeschichte darlegt. Besonders hervorzuheben ist, dass der Piaristenorden nicht unreflektiert und isoliert behandelt wird, sondern die Funktionen, gesellschaftliche Stellung und Geltung des Ordens im Werk durchweg komparativ zur Tätigkeit des bis zum Jahr 1773 als Konkurrenten angesehenen Jesuitenordens gestellt werden.

Die Arbeit beruht auf einer besonders reichen Quellenbasis, die durch eine systematische Archivarbeit in Budapest (vor allem im Zentralarchiv der ungarischen Provinz des Piaristenordens, im Ungarischen Nationalarchiv, in der Handschriftenabteilung und Kleindrucksammlung der Széchényi Nationalbibliothek, in der Handschriftenabteilung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften), in Wien (Allgemeines Verwaltungsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv), in Rom (Archiv des Piaristenordens sowie Archiv des Jesuitenordens) erarbeitet wurden. Hierbei wurden verschiedenartige Dokumente (Verordnungen, Intimaten, Briefwechsel, Bittschriften, Petitionen) sowie zeitgenössische Druckschriften (Ordens-Regeln, Lehrpläne, Zeitschriften) erschlossen. Gleichzeitig zeugt das Werk von der Bewandnis der Verfasserin in der einschlägigen älteren und neuesten, vorwiegend deutsch- und ungarischsprachigen Fachliteratur.

Die vielseitig veranschaulichte Quintessenz ihres Standpunktes zu den Relationen des Piaristenordens und des ungarischen Schul- und Unterrichtswesens sowie die im Organisationswesen des Piaristenordens und im Beziehungssystem zum weltlichen Machtgefüge in Folge der Bildungsreformen ansetzenden Transformationsprozesse werden von der Verfasserin in zwei umfangreichen und detailliert strukturierten Kapiteln dargelegt. Diese zwei substantziellen Teile des Werkes folgen, der Gestaltungsart und Gattung einer Dissertation entsprechend, einer in fünf kleinere thematische Einheiten unterteilten Einleitung. Hier thematisiert Riedel das für Fragestellungen, Methode und dem Werk als theoretischer Rahmen dienende Forschungskonzept der „Bedrohten Ordnungen“ sowie die in den einzelnen Kapiteln wiederkehrenden zentralen Begriffe (*Orden/Ordensgeistlicher, Schule, Säkularisierung, katholische Aufklärung, Josephinismus, aufgeklärter Absolutismus*). Außerdem bietet sie einen kurzen Überblick über die Funktionsweise des Piaristenordens. In Bezug auf die fünf Unterkapitel der Einleitung sei angemerkt, dass die Erläuterung einzelner Begriffe hätte ausgelassen werden können. Die Begriffe werden von der Verfasserin nur kurz und in einigen Fällen sogar verallgemeinernd und dem in späteren Kapiteln mit umsichtiger Präzision ausgearbeiteten Kontext entrissen erklärt. Als besonders prägnante Beispiele hierfür seien die Begriffe *Josephinismus* und *aufgeklärter Absolutismus* angeführt, bei denen die Verfasserin sich auf die einschlägige deutschsprachige Fachliteratur stützt und die Ergebnisse der entsprechenden – ihr übrigens sehr wohl bekannten und von ihr später auch zitierten – ungarischen Forschungen (so H. Balázs, Hajdu, Soós, Balogh) außer Acht lässt. Riedel schließt ihr Buch mit einer umfangreicheren deutschen sowie einer kürzeren englischen und ungarischen Zusammenfassung, in der sie die maßgebende Rolle der Piaristen bei der Vermittlung der katholischen Aufklärung mittels verschiedener Kanäle hervorhebt – so auch die wechselhafte, an den jeweiligen kirchenpolitischen Konzepten Maria Theresias und Josephs II. mal angepasste, mal sie zurückweisende Dynamik. Das Werk enthält auch reichliche Illustrationen, in erster Linie Landkarten, die den Geltungsbereich der einzelnen Ordenshäuser, Schulinstitutionen sowie des Ordens allgemein bildlich darstellen, zwei Bildergalerien über Ordenshäuser der Piaristen, ihre charakteristischen Betätigungen sowie emblematischen Persönlichkeiten, Tabellen über den Gebrauch der deutschen Sprache als Unterrichtssprache, über die finanzielle Lage der Ordenshäuser, Grafiken der zahlenmäßigen Erfassung und geografischen Verteilung der Mitglieder des Ordens. Sieben Quellenveröffentlichungen sowie ein Orts- und Personenregister sind dem Werk ebenfalls beigelegt.

Eines der Hauptkapitel über den „Piaristenorden im Bildungswesen des Königreichs Ungarn“ zeichnet detailliert die juristischen und strukturellen Rahmenbedingungen des Unterrichtswesens, die wichtigsten ungarländischen Zentren des Volks- und höheren Schulwesens nach. Anschließend folgt eine anschauliche Darstellung des zwischen den Jesuiten- und den Piaristenorden ausgefochtenen Konkurrenzkampfes, die beide bis 1773 »auf dem katholischen Bildungsmarkt« über eigene Monopolstellungen verfügten. In dem Teil, der von der Geschichte und Errichtung sowie vom Betrieb der ungarländischen Ordensprovinz handelt, werden die ethnische und soziale Zugehörigkeit der Ordensmitglieder, ihre Sozialisierung im Orden geschildert, aber auch »parallele Lebensbahnen«, als paradigmatisch bezeichnete Lebenswege von vier Provinzialen. Im darauffolgenden Unterkapitel über die methodologischen Ansätze des Piaristenordens verweist die Verfasserin anhand einer komparativen Analyse der von Jesuiten einerseits und von Piaristen andererseits ausgearbeiteten Lehrpläne und Jahrbücher auf die Bedeutung und Rolle des zeitgerecht umgesetzten Unterrichtsprogramms bei der Identitätsfindung der Mitglieder des Piaristenordens. Dabei wird den durch die Aufklärung in den Vordergrund tretenden, der *nova scientia* angehörenden Wissensformen der Geometrie, der angewandten Physik, der Geografie, aber auch der Benutzung verschiedener mathematischer, physikalischer und mechanischer Instrumenten eine maßgebende Stellung eingeräumt. In den letzten zwei Unterkapiteln untersucht Riedel die Rezeption der Aufklärung bei den Piaristen anhand den „Minibiografien“ der Ordensmitglieder, die vielseitige Rollen und Aufgaben in den Bereichen Wissenschaft, Kultur und Unterrichts- sowie Schulwesen übernehmen. Entsprechend ihrer Argumentation waren die als Priester oder Hauslehrer und bischöflichen Sekretäre in den Seminaren tätige Piaristen weitgehend in die Gesellschaft eingebettet. Bezüglich der Rezeption der Aufklärung durch die Piaristen verdient die außerhalb des Ordens lebende oder aus dem Orden ausgetretene, von der Verfasserin als *geistlich-bürgerliche Gelehrte* apostrophierte Gesellschaftsschicht unsere besondere Aufmerksamkeit. Die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in der Habsburgermonarchie zu beobachtende Entwicklung dieser spezifischen Gesellschaftsschicht – deren Vertreter Teil der *res publica litteraria* waren und jeweils über ein über ganz Europa ausgefächertes Beziehungssystem verfügten – verbindet die Verfasserin richtig mit der Aufhebung des Jesuitenordens, mit den von Joseph II. angeordneten Klosterschließungen sowie der Säkularisierung des Unterrichts- und Schulwesens. In dieser Hinsicht sei vorrangig der auch von Riedel angeführte Lebenslauf des an der Pester Universität tätigen Geschichtswissenschaftlers Karl Koppi erwähnt. Koppi hatte vor der Gründung der Pester Universität in mehreren Schulinstitutionen des Piaristenordens unterrichtet und war später bei mehreren Aristokratenfamilien (so bei den Familien Fekete und Dessewffy), die wegen ihrer Verbundenheit mit der Aufklärung bekannt waren, als Hauslehrer und Erzieher angestellt. Er wurde schließlich 1784 an der Pester Universität zum Professor für Weltgeschichte ernannt. Wegen seiner »verdächtigen« Beziehungen zu seinen im Jakobinerprozess kompromittierten Freunden und wegen seiner hohen Würde bei den Freimaurern verlor er 1795 seinen Posten. Koppi blieb trotz seiner Amtsenthebung zeitlebens ein Gelehrter, wie es sein – von Riedel nicht zitiertes – akademisches Projekt „Schematismus“ zeigt. Das im Zentralarchiv der ungarischen Provinz des Piaristenordens (im Fond Koppi) verwahrte Schematismus-Projekt ist eine Antwort auf die maureische Frage: »Wie kann Ungarns Handel aufblühen?« Der Autor schlägt in diesem Plan vor, an der Pester Universität eine Fakultät zu gründen, die zum Aufblühen

des Handels und zur Ausbildung von Fachleuten beitragen sollte. Sein Ziel war, ungarische Waren mittels hochqualifizierter ungarländischer Fachleute ins Ausland zu vermitteln. Im Sinne des modernen und patriotischen Projekts sollte eine Fakultät für Wirtschaft an der Pester Universität eingerichtet werden, wo die Studierenden die bedeutende kommerzielle Aktivität der Stadt nutzen und neben der theoretischen Ausbildung auch praktische Kenntnisse erwerben und ein Praktikum absolvieren können sollten. Die geplante Fächerstruktur spiegelt die Hauptelemente der Wissenschaftsbetrachtung der Piaristen wider. Unter den Fächern, die von den Studierenden belegt werden sollten, stand die Warenkenntnis an erster Stelle. Als Grundlagenwissen sollten Mathematik, Physik, Chemie, Mechanik, Statik, Klimatologie, Geografie, Rechtschreibung, Fremdsprachen sowie Handelsrecht und Buchhaltung angeboten werden. Die Studierenden sollten auch zeichnen lernen, um Handelsräume entwerfen zu können, und numismatische Kenntnisse besitzen, um sich mit den auf dem internationalen Markt im Umlauf befindlichen Geldmünzen auszukennen. Beeindruckend ist, dass Koppi auch eine Professur für Geschichte und Handelspolitik plante. Zudem entwickelte sich die Idee, ein Laboratorium und ein Museums innerhalb der Fakultät zu errichten.

Das umfangreichste zentrale Kapitel des Werkes befasst sich mit dem Wirkungsfeld der thesesianischen und josephinischen Schulreformen und den Veränderungen in der Organisationsstruktur des Piaristenordens. Die Verfasserin bietet einen logisch aufgebauten und nach Themen geordneten Überblick über die innere Beschaffenheit und das Wirkungsfeld der Regierungsstrategien, die in den Verordnungen des Schul- und Bildungsbereichs (zum Beispiel „Ratio Educationis“) formuliert wurden, sowie über die Reaktionen darauf. Besonders hervorzuheben ist die Kontextualisierung der als Folge der josephinischen Kirchen- und Ordenspolitik entstandenen Tendenzen und Prozesse in der Zeit nach 1785. Riedel behandelt eingehend die von der Regierungsverwaltung initiierten Reformpläne, die darauf abzielten, den Piaristenorden in eine »Pflanzschule tüchtiger Lehrer«, das heißt, in eine bloße Rekrutierungsbasis für zukünftige Lehrer umzuwandeln. Das hätte allerdings auch bedeutet, dass die Regierung Josephs II. das bestehende Institutionssystem der Piaristen für die Umsetzung der eigenen Ziele genutzt hätte. Letztendlich konnten diese Pläne aus Geldmangel nicht umgesetzt werden. Dennoch war für den Orden diese Zeit des »Niedergangs« zwischen 1785 und 1795 gekennzeichnet von der Angst vor der Aufhebung des Ordens, vom Gefühl der Bedrohung und nicht zuletzt von der steigenden Zahl der Aussteiger, die den Orden verließen, um in eine *geistlich-bürgerliche Gelehrtenexistenz* zu »flüchten«. Es gelingt der Verfasserin überzeugend darzustellen, wie der Piaristenorden den gegen ihn gerichteten Angriffen trotzte, über einen gewissen Bewegungsraum verfügte und diesen zu nutzen vermochte, um mit Hilfe eines gezielten und plausiblen Argumentationssystems als unentbehrlicher Bestandteil des Bildungs- und Schulwesens überleben zu können.

In Ungarn wurden in den vergangenen 25 Jahren beachtenswerte Forschungen zur Ordensgeschichte betrieben, die sich in Untersuchungen und Quelleneditionen zur Kirchen- und Lehrtätigkeit des Piaristenordens manifestieren. Julia Anna Riedel entwickelt mit dieser voluminösen Arbeit, welche die Forschungen der ungarischen Historiker und Literaturhistoriker gleichwohl synthetisiert, eine gute Forschungsperspektive. Sie hat mit Hilfe modernster methodologischer Ansätze und Instrumente, unter Einbeziehung bisher nicht erschlossener Quellenmaterialien zu der unter dem Aspekt des geschichtlichen Rollenwandels des Piaristenordens aus-

schlaggebenden Periode des 18. Jahrhunderts sowohl für die Universalgeschichte als auch für die ungarische Kirchen-, Kultur-, Sozial- und Wissenschaftsgeschichte ein grundlegendes Werk mit enzyklopädischem Anspruch geschaffen.

*Lilla Krász*

Budapest

UJVÁRI, HEDVIG: *Kulturtransfer in Kakanien. Zur Jókai-Rezeption in der deutschsprachigen Presse Ungarns (1867-1882)*. Gesammelt, herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von UJVÁRI, HEDVIG. Berlin: Weidler 2011. 251 S. ISBN 978-3-89693-288-4.

Dieser Band präsentiert eine Textedition von Feuilletonartikeln über die Romane des ungarischen Dichtersfürsten Mór Jókai (1825-1904), die zwischen 1867 und 1882 in Pest/Budapest in den deutschsprachigen Lloyd-Blättern – ‚Pester Lloyd‘, ‚Ungarischer Lloyd‘ und ‚Neuer Freier Lloyd‘ – erschienen sind.

Die Verfasserin widmet sich einem Randgebiet der Literaturwissenschaft, das bisher überwiegend durch pressehistorische Forschungen bedacht war, aber im Zuge der Öffnung der Literatur- in Richtung Kulturwissenschaften nunmehr gesteigertes Interesse erfährt. Ujvári selbst legte in den vergangenen Jahren mehrere Publikationen über die deutschsprachigen Lloyd-Blätter vor, zum Beispiel über die Publizistik des Kulturhistorikers und Zionisten Max Nordau zur Wiener Weltausstellung 1873 im ‚Pester Lloyd‘, oder über den im deutschsprachigen Pressewesen Ungarns zentralen Verleger, Gustav Heckenast.

Die Besonderheit der untersuchten deutsch-ungarischen Transferbeziehung liegt darin, dass das Deutsche in Ungarn im letzten Drittel des 19. Jahrhundert *noch* als eine überregionale, überethnische Kontaktsprache und gleichzeitig verbreitete Kultursprache und das Ungarische *schon* als dominante Landessprache wie zwei parallele Standardsprachen nebeneinander standen – wie von der Verfasserin mit Verweis auf Ferenc Szász treffend beschrieben. Für die Kontextualisierung der Rezeption des ungarischen Dichtersfürsten Jókai in der deutschsprachigen Presse Ungarns ist die Einbettung dieser Momentaufnahme in die sprach-, sozial- und kulturpolitischen Zusammenhänge des 19. Jahrhundert wichtig.

Latein, Deutsch und Französisch galten bis zum 18. Jahrhundert im Königreich Ungarn sowohl als Verkehrssprachen der Gebildeten innerhalb des Landes als auch als Kultursprachen in der Kommunikation mit dem europäischen Ausland. Das *Hungarus*-Bewusstsein, eine für den ungarischen Vielvölkerstaat typische politische Nationsanschauung, verband diese Bildungsschicht. Die Emanzipation des Ungarischen zu einer leistungsfähigen Amts-, Unterrichts- und Kultursprache, insgesamt zu einer dominanten Landessprache erfolgte im Laufe des 19. Jahrhunderts als Ergebnis der politischen Freiheits- und Verbürgerlichungsprozesse sowie im Zuge der Herausbildung eines ethnisch-kulturellen Zusammengehörigkeitsgefühls der ungarischen Nation. Die zwei parallelen Standardsprachen entwickelten sich aber seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in entgegengesetzte Richtungen: Während Deutsch lediglich seine Stellung als Kultursprache noch bis in das 20. Jahrhundert bewahren konnte, aber stark auf dem Rückzug war, entwickelte sich das Ungarische zur alleinigen Amts- und Unterrichtssprache und konnte seine Positionen auch auf dem kulturellen Gebiet stark ausbauen. Trotz dieser gegenläufigen Entwicklung blieb das hohe Ansehen der deutschen Kultur über diese Perio-

de hinaus in Ungarn erhalten. Dementsprechend muss man das Erstarken des Ungarischen auch als ein selbstbewusstes Nacheifern interpretieren.

Diese allgemeinen sprachkulturellen Ausführungen erklären, wieso die Anfänge des Pressewesens im Königreich Ungarn am Ende des 18. Jahrhunderts zugleich die Anfänge des deutschsprachigen Pressewesens in Ungarn sind. Die Journalisten sowie die Zeitungsleser im Lande stammten entweder aus dem schmalen deutschsprachigen städtischen Bürgertum oder der ungarischen mitteladligen Bildungsschicht, die des Deutschen überwiegend ebenfalls mächtig war. Die Rolle der zu meist auch deutschsprachigen Juden, die im Laufe des 18. und des 19. Jahrhunderts ins Königreich Ungarn eingewandert waren, ist auch für die Weiterentwicklung des deutschsprachigen Pressewesens in Ungarn von großer Bedeutung, wie dies die Verfasserin zu Recht betont. Ihre Zwei- oder Mehrsprachigkeit, ihr zur Kritik nötiger Blick von außen und durch die journalistische Tätigkeit gebotene Möglichkeit, als »unabhängige Bildungsbürger« (S. 16) auftreten zu können, trotz noch fehlender rechtlicher Gleichstellung (dies erfolgte dann 1867), dürfte am Anfang des 19. Jahrhunderts viele jüdische Einwanderer angezogen haben. Diese zuerst eher apolitische Motivation zur Teilhabe am öffentlichen Leben wandelte sich seit Mitte des Jahrhunderts. Das Hochhalten der Ziele der niedergeschlagenen Revolution von 1848/1849 verband jüdische, deutsche und ungarische Bürger und verstärkte das Zusammengehörigkeitsgefühl und die Identifizierung mit dem Ziel eines selbständigen ungarischen Nationalstaates. Die Aufgabe des Deutschen innerhalb von zwei Generationen und die Anpassung an die ungarischsprachige dominante Kultur großer Teile der jüdischen Bevölkerung im dualistischen Ungarn trug entscheidend zur Stärkung der Position des Ungarischen bei. (Ein kleinerer Teil der deutschsprachigen Juden und des deutschen städtischen Bürgertums Ungarns behielt die deutsche Sprache bei und orientierte sich weiterhin größtenteils an der deutschen Kultur. Ihre Vertreter verließen in vielen Fällen Ungarn und machten im deutschsprachigen Ausland Karriere, wie Arthur Holitscher, Max Nordau oder Theodor Herzl.)

Die vorliegende Textedition erhellt vorzüglich den beschriebenen Zustand des noch starken Deutschen und des immer stärker werdenden Ungarischen sowie seine Auswirkungen auf die Akteure der Vermittlungsarbeit. Sie bietet einen Einblick in die Rezeption der Werke eines der prominentesten ungarischen Autoren des 19. Jahrhunderts, des romantischen Schriftstellers Mór Jókai, dessen Schriften heute noch zum Kanon der ungarischen Literatur gehören: Er verfasste überaus beliebte Romane, die das kulturelle Zusammengehörigkeitsgefühl der ungarischen Nation nach der Niederschlagung der 1848/1849er Revolution, im Neoabsolutismus, auf nachhaltig prägende Weise formulierten („Der Mann mit dem steinernen Herzen“, „Ein ungarischer Nabob“ „Zoltán Kárpáthy“). Jókai war äußerst produktiv, selbst auch Zeitschriftenredakteur und eine Zeitlang Abgeordneter der Oppositionspartei, ein den modernen Produktionsbedingungen der Zeit angepasster literarischer Akteur. Eine tabellarische Aufstellung (S. 199-202) zeigt deutlich, wie dicht hintereinander oder teilweise sogar parallel die Romane in den ungarisch- und deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften Ungarns erschienen, bevor sie kurz darauf meistens in beiden Sprachen auch in Buchform herauskamen. Jókai bediente das Massenpublikum (ohne Trivialliteratur zu schreiben), wodurch er bei den damals tonangebenden Kritikern der ungarischen akademischen Kreise (Pál Gyulai, Jenő Péterffy), die sich die Herausbildung eines anspruchsvollen Publikums zum Ziel

setzten, andauernd Tadel erntete. Gleichwohl mussten diese Kritiker sogar selbst zugeben, ständig in den Bann Jókais gezogen zu werden.

Die erwähnte Tabelle mit den teilweise gleichzeitigen Übersetzungen populärer ungarischer Romane ins Deutsche zeigt – wie von Ujvári auch verdeutlicht – weniger das Interesse des deutschsprachigen Auslandes, als vielmehr die Attraktivität der ungarischen Literatur für das deutschsprachige Bürgertum der ungarischen Landeshälfte. Auf der Seite der Rezipienten in der Zielkultur finden wir also deutsche beziehungsweise deutschsprachige Bürger – obwohl es sich höchstwahrscheinlich in den überwiegenden Fällen um zweisprachige Bürger handelte, die bis zu einem gewissen Grad auch Ungarisch sprachen –, die im gleichen Kulturraum lebten, wie der ungarische Autor Jókai und die Rezipienten der ungarischsprachigen Originale der Ausgangskultur. Sowohl die Übersetzer ins Deutsche als auch die Kritiker bei den deutschen Zeitungen und Zeitschriften (manchmal waren es die gleichen Personen), die Vermittler also, waren *Insider*, die sich mit kulturellen Gegebenheiten der Ausgangskultur sehr gut auskannten und für kürzere oder längere Zeit in Ungarn lebten. Das Transfermodell kann also bei Jókai auf keinen Fall als linear bezeichnet werden, wie dies Ujvári tut (S. 11), da sich Ausgangs- und Zielkultur sowie die Vermittlungsinstanz überlappten. Die Verfasserin zitiert zwar theoretische Ergebnisse der Transferforschung (Moritz Csáky) und weist auf die Hybridität sowie Pluralität des zentraleuropäischen Kommunikationsraumes hin, versäumt jedoch, diese Erkenntnisse auf ihren Gegenstand anzuwenden. Durch die erwähnte Überlappung der Transferbereiche greifen die sonst einfacher voneinander trennbaren Vorgänge wie die Selektion der zu übersetzenden Werke, der Vermittlungsprozess und der Prozess der Rezeption ineinander.

Seit dem 1870 auf Ungarisch und 1871 auf Deutsch beim gleichen Verlag erschienenen Roman „Schwarze Diamanten“ wurden fast alle Romane Jókais sofort oder gleichzeitig mit der Entstehung des ungarischen Originals ins Deutsche übersetzt, weil sich das deutschsprachige bürgerliche Publikum Ungarns auch umgehend für die Neuerscheinungen eines so populären Autors wie Jókai interessierte. Wie soll man die Selektion in einem solchen Fall definieren? Die deutschsprachigen Kritiker wussten genau Bescheid, wie die Werke von Jókai von der ungarischsprachigen Kritik aufgenommen wurden, sie bezogen sich, wie die Textedition von Ujvári zeigt, auf die ungarischsprachige Kritik (siehe János Asbóth im „Pester Lloyd“) und konnten sicher sein, dass von ungarischer Seite ihre Kritik in den deutschsprachigen Zeitungen des Landes als in einer gängigen Kultursprache geschriebener Beitrag rezipiert wurde. Manche Autoren wie Adolf Dux oder Adolf Silberstein veröffentlichten ihre Rezensionen über Jókais Werke gleichzeitig auf Deutsch und Ungarisch. Wir müssen also fast von der gleichzeitigen Rezeption der Werke Jókais auf Ungarisch und Deutsch im gleichen Kulturraum ausgehen. Dadurch kamen zwar sprachlich unterschiedliche Beiträge zustande, aber wegen der Parallelität sowohl der Rezeption als auch der Kritik haben wir es mit einer Vermittlungssituation zu tun, die nicht ein fremdkulturelles geistiges Produkt einem heimischen Publikum näher bringen will, sondern durch die Übersetzung ins Deutsche lediglich die Partizipation am *gemeinsamen* mehrsprachigen literarischen Kulturbetrieb ermöglichen will.

Man kann davon ausgehen, dass alle in der Textedition zugänglichen deutschsprachigen Rezensionen anhand des ungarischsprachigen Originals angefertigt worden sind. Adolf Dux, der selbst als Übersetzer von Jókai tätig war, kritisiert an einer Stelle Jókais Wortwahl im Ungarischen und weist auf den noch schwan-

kenden Charakter des Ungarischen bei abstrakten Begriffen hin.<sup>1</sup> Daran sieht man auch, dass es bei Dux nicht um eine herkömmliche, sondern um eine wesentlich intensivere und engagiertere Vermittlertätigkeit ging. Diese Bemerkung verrät auch einiges über seine aktive Beteiligung an der Herausbildung des Ungarischen als Kultursprache durch seine Tätigkeit als Übersetzer ins Deutsche und als Verfasser sowohl deutsch- als auch ungarischsprachiger Rezensionen.

Um das konkrete journalistische Umfeld der Rezensionen zu erhellen, beschreibt Ujvári kurz die Geschichte des ‚Pester Lloyd‘ (1854-), des ‚Ungarischen Lloyd‘ (1867-1876) und des ‚Neuen Freien Lloyd‘ (1869-1872). Darauf folgen die Auflistung der Romane Jókais, die als Volltext in den einzelnen Lloyd-Blättern abgedruckt wurden, sowie Ausführungen darüber, wie diese Veröffentlichungen für die Abonnentenwerbung eingesetzt wurden. Im nächsten Schritt werden theoretische Überlegungen zur Gattung *Feuilleton* angestellt und die vier bekanntesten Feuilletonisten, die sich auch mit Jókai beschäftigten, kurz vorgestellt: Adolf Dux, Albert Sturm, Adolf Silberstein und Ludwig Hevesi. Anschließend fasst die Verfasserin alle abgedruckten Besprechungen über Jókais Romane zusammen und hebt die Hauptargumente der Kritik hervor. Im letzten Abschnitt vor der Textedition wird auf den Umgang der ungarischen Kritik mit Jókais Werken eingegangen, dies anhand der Auseinandersetzung zwischen der schon zitierten akademischen Kritik und János Asbóth, auf den Seiten des ‚Pester Lloyd‘.

Das Nachwort des Literaturhistorikers Gábor Gángó, der unter anderem literarische Monarchie-Darstellungen von Jókai bis zur Postmoderne untersucht, bietet eine erhellende Ergänzung zur Kontextualisierung Ujváris. Vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen und politischen Veränderungen nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich 1867 beschreibt der Literaturhistoriker die Möglichkeiten und neuen Wege der Literaten im dualistischen Ungarn. Die nationalgesinnte Literatur blieb weiterhin wichtiger Orientierungspunkt, die Versöhnung wurde durch den Kritiker Pál Gyulai zum poetischen Leitprinzip erklärt, kritische Töne waren unerwünscht. Jókais deutsche Kritiker würdigten, dass er durch die Vielzahl seiner übersetzten Werke zu einer europäischen literarischen Größe wurde,<sup>2</sup> und unterstützen ihn mit den Rezensionen. Ihre Argumente überlappten sich oft mit der ungarischen Kritik, aber sie bewerteten ihn vor dem Horizont einer europäischen Öffentlichkeit und nicht anhand der Kriterien des heimischen klassischen Nationalismus. Den Kritiker Adolf Dux bezeichnet Gángó als einen typischen Vertreter des deutschen Bürgertums in Ungarn, der das Wertesystem des ungarischen Adels kannte, es aber aus der Distanz beobachtete. Das unterschied ihn auch von einem zisleithanischen Deutsch-Österreicher und noch mehr von den Bewohnern der deutschen Staaten, seine Distanzierung wiederum von den Landsleuten ungarischer Zunge.

Eine zentrale Frage der ungarischen wie auch der deutschen Kritik in den 1870er und 1880er Jahren war, ob man noch die kollektivpädagogische Rolle Jókais brauchen würde. Andererseits wurde in den 1870er Jahren verstärkt nach dem moralischen Stellenwert wegen der Aufgabe der Unabhängigkeitsrhetorik und der

<sup>1</sup> Zum Beispiel auf Unterschiede zwischen »érzék« (»Gefühl, Sinn, Verständnis«) und »ézés« (»Gefühl, Empfindung«).

<sup>2</sup> Jókai gehört bis heute zu den ungarischen Literaten, die über die meisten übersetzten Titel verfügen. Vgl. *Bibliographie der in selbständigen Bänden erschienen Werke der ungarischen Literatur in deutscher Übersetzung (1774-1999)*. Zusammengestellt von Tiborc Fazekas. Hamburg 1999.

Versöhnung mit der herrschenden Dynastie der Habsburger bei Jókai gefragt. Jókai schien, wie er dies in einem Brief an seinen deutschen Übersetzer Károly Kertbeny formulierte, mit seiner scheinbar widersprüchlichen Orientierung eine bewusste Strategie verfolgt zu haben: die »erwünschte und beförderte Versöhnung des Magyaren mit der Herrscherdynastie« sollte »die Versöhnung der Nation mit sich selbst« (S. 239) vorantreiben. Jókai, von den Veränderungen zunehmend enttäuscht und desillusioniert, fand für sich jedenfalls einen persönlichen Kompromiss, damit auch die Möglichkeit der künstlerischen Weiterentwicklung in der Kompromiss-Ära, im österreichisch-ungarischen Dualismus.

Die vorliegende Textedition trägt entscheidend dazu bei, dass der deutsch-ungarische Kulturtransfer im Bereich der Presse, die sich zusammen mit der Romangattung gerade in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem Massenmedium entwickelte und durch Fortsetzungsromane sowie Theaterkritiken als wichtiger Literaturvermittler fungierte, mehr für literaturwissenschaftliche Fragestellungen erschlossen werden kann.

*Krisztina Busa*

Regensburg

GANTNER, ESZTER B.: *Budapest – Berlin. Die Koordinaten einer Emigration 1919-1933*. Stuttgart: Franz Steiner 2011. 264 S. ISBN 978-3-515-09920-2 = Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 39.

1925 lebten rund 6.000 Ungarn in Berlin. Sie waren nach Auskunft der Verfasserin die größte, naturgemäß sehr heterogene Emigrantengruppe aus Ostmitteleuropa in der deutschen Hauptstadt. Von ihnen untersucht Gantner in ihrer an der Humboldt-Universität in Berlin angenommenen Dissertation eine kleine Gruppe von jüdischen »Emigranten (50 bis 60 Menschen), die in den wichtigsten radikalen Gruppierungen [in Ungarn] vor dem Ersten Weltkrieg tatsächlich die moderne Kultur mitgestalteten« (S. 15), unter ihnen György Lukács, Karl Mannheim und Arnold Hauser, die – was außerhalb des Themas der Arbeit liegt – den westdeutschen intellektuellen Diskurs der späten 1960er Jahre stark beeinflusst haben.

Gantner holt sehr weit aus. Im ersten Teil »Radikale jüdische Intelligenz [in Ungarn] um die Jahrhundertwende« (S. 35-100) beginnt sie mit der Darstellung der »ungarisch-jüdischen Gesellschaft nach 1867«, also nach der späten Emanzipation. Dann untersucht sie den »Einfluss der deutschen Kultur« (wobei sie die Rolle des Deutschen als *lingua franca* der k. u. k. Monarchie und als europäische Wissenschaftssprache bis zum Ersten Weltkrieg vernachlässigt) sowie »Juden und die radikalen, progressiven Bewegungen in Ungarn«, wobei sie näher auf die soziale Herkunft der oft großbürgerlichen »linken«, kosmopolitischen Intelligenz jüdischer Herkunft und ihre Generationszugehörigkeit eingeht.

Im zweiten Teil »Die Gestaltung der ungarischen Moderne – „Werkstätten und Netzwerke der Moderne“ untersucht Gantner unterschiedliche »fortschrittliche« Gruppierungen von den Anfängen bei Ervin Szabó und der Sozialdemokratischen Partei in Ungarn über die Soziologische Gesellschaft und ihre Zeitschrift ‚Huszadik Század‘ (20. Jahrhundert) bis zum MA-Kreis um die Zeitschrift ‚Ma‘ (Heute) 1916-1918 und seinen Beziehungen zu Herwarth Waldens ‚Sturm‘ in Berlin. Der Fokus liegt auf den jüdischen Mitgliedern; man vermisst den Vergleich mit den nichtjüdischen Mitgliedern der Organisationen und Gruppen.

Im dritten Teil stellt die Verfasserin unter der Überschrift „Die revolutionären Ereignisse vom 1918/19“ nur den Anteil „ungarisch-jüdischer Intellektueller“ allgemein und in Einzelschicksalen („Emigranten-Fallbiografien“) dar sowie ihre nach dem Scheitern der Räterepublik überlebensnotwendigen Emigration – in der Regel über Wien – nach Berlin. Mit dem Thema, das Leserin oder Leser vom Titel erwartet, ist nur das letzte Viertel des Buches (S. 181-244) befasst. Es ist sinnvoll, auch die Vorgeschichte dieser kleinen Gruppe von »Intellektuellen [...], die [...] nicht nur in Ungarn als radikal und modern galten, sondern auch in der Weimarer Republik bzw. in Berlin zu den damals ›fortgeschrittenen‹, linksgerichteten Gruppierungen oder kommunistischen Organisationen gehörten[,] die den Anschluss fanden und eine neue, aktive Periode ihres Lebens erlebten« (S. 11), einschließlich ihrer überlebensnotwendigen Beziehungen, Gruppenbildungen und Netzwerke darzustellen. Nur erwarte man nicht, in diesem Buch eine Geschichte der jüdischen fortschrittlichen, linken Intelligenz in Ungarn vom Ausgleich 1867 bis zum Ende der Räterepublik 1919 zu finden – ein Thema, auf das die Verfasserin teilweise erstmals in einer deutschsprachigen Veröffentlichung zu sprechen kommt.

Gantner spricht die Situation und Aktionen der Emigranten in Berlin an, ihre Gruppenbildungen, ihre Möglichkeiten in Waldens ‚Sturm‘, auf Piscators Bühnen, im Bund Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller und in der Marxistischen Arbeiterschule (MASCH) an. Sie rekonstruiert die Wahrnehmung der Stadt aus der Perspektive dieser Emigranten und weist nur gelegentlich auf das weitere Schicksal nach 1933 in der Moskauer und anderen Emigrationen. Sie weist auf die Zusammenarbeit des offiziellen Ungarn mit Polizeistellen der Weimarer Republik und die Rolle vom ungarischen Staat abhängiger Einrichtungen wie des Ungarischen Instituts hin, verzichtet aber auf einen Vergleich mit nichtjüdischen und nichtungarischen *linken* Emigranten in der Metropole der Weimarer Republik in den *Goldenen Zwanzigern*. Trotz der lückenhaften Überlieferung gelingt ihr eine Reihe neuer Einsichten.

Die Schwäche der Arbeit liegt in der engen Fokussierung auf die untersuchte Gruppe, deren Leistung sie durch Kontextualisierung hätte noch stärker herausarbeiten können. Diesen ungarischen, jüdischen fortschrittlichen Intellektuellen vom Beginn des 20. Jahrhunderts gilt ihre offene Sympathie: »[D]er Verlust dieser Gruppe von Menschen«, schließt Gantner, bedeutete »für Ungarn nicht nur den Verlust von hochgebildeten, schaffenden, inspirierenden Persönlichkeiten, sondern auch den Verlust einer (welt)offenen, experimentierfreudigen, gebildeten Denkweise. [...] Das verbindende Element war für diese Menschen der Traum von der Verwirklichung eines demokratischen, modernen, bürgerlichen Ungarns.«

Sprachlich hätte dem Text eine orthografische und stilistische, gelegentlich auch inhaltliche (S. 82: *Lócse* [*Leutschau*] heißt zum Beispiel heute nicht *Levica*, sondern *Levoča*) Durchsicht gutgetan. Als Geschichte der progressiven Intelligenz jüdischer Herkunft in Ungarn nach 1867 und ihrer Emigration nach 1918/1919 eröffnet die vom Ansatz und den Ergebnissen her innovative und insgesamt anregende Darstellung zahlreiche neue Einsichten und Ergebnisse für die Geistes- und Gesellschaftsgeschichte der ungarischen Juden 1867-1919, aber auch für das Berlin der Weimarer Republik. Problematisch erscheint aber die thematische Engführung, doch sollte man die Ansprüche an eine Dissertation auch nicht zu hoch schrauben.

UJVÁRY, GÁBOR: „Egy európai formátumú államférfi”. *Klebelsberg Kuno (1875-1932)* [„Ein Staatsmann europäischen Formats“. Kuno Klebelsberg [1875-1932]]. Pécs/Budapest: Kronosz, Magyar Történelmi Társulat 2014. 228 S. 27 sch/w Abb. ISBN 978-6-155-49720-9 = Sziluett. Korszerű történelmi életrajzok.

Die ungarische Zwischenkriegszeit kann als gut erforscht angesehen werden. Dies gilt insbesondere für die Biografien der wichtigsten Politiker (Pál Graf Teleki, István Graf Bethlen, Miklós Horthy, Gyula Gömbös), über die in den letzten zwei Jahrzehnten wegweisende wissenschaftliche Darstellungen und Sammelbände erschienen sind. Weitgehend ausgenommen blieb von diesem Interesse die Gestalt des Kulturpolitikers Kuno Graf Klebelsberg, über den die erste (und letzte) Biografie mit wissenschaftlichem Anspruch 1942 veröffentlicht wurde. Gábor Ujváry, wissenschaftlicher Mitarbeiter des 2014 gegründeten Veritas Forschungsinstituts, hat sich vorgenommen, diese Lücke zu füllen.

Ujváry legt den Schwerpunkt seiner Darstellung auf Klebelsbergs Tätigkeit als Kulturminister (1922-1931) während der Ministerpräsidentenschaft István Graf Bethlens. Eingangs schildert er Ausbildung und Werdegang des jungen Klebelsberg, der einer adligen und ehemals deutschen Familie entstammte, eine hervorragende universitäre Ausbildung (so auch in Berlin) genoss und sich schon früh der Kulturpolitik verschrieben hatte. Seine Laufbahn begann 1898 als einfacher Schreibgehilfe im Ministerpräsidialamt. Rasch arbeitete er sich aber die Karriereleiter hinauf, wobei er stets von seinen Vorgesetzten gefördert wurde, die seinen Fleiß, sein Organisationstalent und seine Auffassungsgabe erkannten. Klebelsberg übernahm auch bereitwillig Ehrenämter in vielen Vereinen und Verbänden der ungarischen auswärtigen Kulturpolitik. Diese Posten boten ihm die Möglichkeit der Profilierung ebenso wie die der Vernetzung und der Imagepflege. Laut Ujváry vertrat er weltanschaulich konservativ-reformerische Gedanken und bevorzugte politisch stets die Evolution in langsamen Schritten anstelle von revolutionären Umwälzungen. Er erkannte die Bedeutung der sozialen Frage wie auch die Notwendigkeit einer gerechten Bodenreform in Ungarn. Doch scheute er sowohl von links- als auch von rechtsradikalen Bewegungen und Lösungsvorschlägen zurück. Da er auch bei seinen sonstigen Entscheidungen immer den realpolitischen Blick auf das politisch Mögliche wahrte, verwundert es kaum, dass er sich am Anfang der 1920er Jahre dem Wunsch von István Graf Bethlen fügte, die Lösung der Agrarfrage zu verschieben. Die Lage der unteren Bevölkerungsschichten wollte er zu diesem Zeitpunkt bereits durch seine Bildungspolitik verbessern, für die er als Kulturminister verantwortlich war. Sein Amt trat er 1922 zu einem denkbar schlechten Zeitpunkt an: Ungarn war nach dem Vertrag von Trianon wirtschaftlich, finanziell und nicht zuletzt moralisch am Boden. »Vergessen wir nicht, dass das ungarische Vaterland nicht durchs Schwert, sondern durch die Kultur bewahrt und wieder groß gemacht werden kann«, lautete in dieser Stunde die Mahnung Klebelsbergs in seiner Einführungsrede als Minister. Die Voraussetzung seines Engagements zugunsten der Bildung und Kultur schuf er in unzähligen Debatten im ungarischen Parlament und dem Kabinett Jahr für Jahr selbst, indem er den Etat seines Ministeriums von vier Prozent des Staatshaushalts auf über zehn Prozent in den Jahren nach 1927/1928 erhöhen konnte. Den Umfang seiner Tätigkeit im Rahmen der Bildungs- wie auch der auswärtigen Kulturpolitik Ungarns aufzuzählen, sprengt den Rahmen einer Rezension. Dennoch seien hier zumindest einige Bereiche ohne Details erwähnt werden: Förderung mehrerer Universitäten durch Neubauten und

die Verbesserung ihrer finanziellen Ausstattung, Bau von mehreren hundert Schulen (Grund- wie weiterführende Schulen), Einrichtung eines Stipendienwesens im Ausland für ungarische Wissenschaftler, Aufbau von wissenschaftlichen und Kulturinstituten („Collegium Hungaricum“) in mehreren europäischen Hauptstädten, Förderung der technischen und Ingenieursstudiengängen sowie der volkswirtschaftlichen Studien, Unterstützung sowohl von geschichtswissenschaftlichen Instituten als auch von groß angelegten Publikationsreihen.

Die Erfolge von Klebelsbergs Bildungs- und Kulturoffensive lassen sich nur schwer messen. Immerhin ging der Analphabetismus in Ungarn zurück, und die durchschnittliche Verweildauer in den Schulen erhöhte sich wesentlich. Eine Reihe bereits bekannter (oder nachmals berühmter) Wissenschaftler und Künstler bekam durch Stipendien die Gelegenheit, einerseits im Ausland Wissen zu erwerben, andererseits ebenda zum Aufbau eines positiven Ungarnbildes beizutragen (zum Beispiel András Alföldi, István Bibó, Tamás Bogyay, Béla Brandenstein, József Deér, Domokos Kosáry).

Ujvárys Biografie verschweigt auch jene heiklen Aussagen und Positionen Klebelsbergs nicht, deretwegen er nach 1947 bei den kommunistischen Machthabern in Ungnade gefallen war. Hier sind vor allem der Elitismus, seine Theorien hinsichtlich der ungarischen *Kulturüberlegenheit* (im Vergleich mit den Nachbarvölkern) und sein »Neonationalismus« zu nennen. Angenehm in Ujvárys Darstellung ist der unaufgeregte Ton, in dem er auf die Zeitgebundenheit von Klebelsbergs Vorstellungen verweist oder diese unter Hinweis auf ähnlich gelagerte Äußerungen anderer Politiker in den historischen Kontext einbettet. Im Falle der kulturellen Überlegenheit verweist Ujváry allerdings als deren Kriterium einzig auf die Analphabetenrate in Ungarn und den Nachbarländern, was dem Rezensenten als Kontextualisierung doch eher dürftig erscheint. Insgesamt legt Ujváry aber eine spannend und kurzweilig geschriebene Biografie dieses »Staatsmannes von europäischem Format« (Carl H. Becker) vor, dessen Wirken beginnt, seine adäquate Würdigung zu erfahren, wofür der vorliegende und uneingeschränkt empfehlenswerte Band das beste Zeugnis ablegt. Der Verfasser ließ sich dabei von seiner offensichtlichen Sympathie für seine Figur nicht irreführen, so dass er in der Biografie stets die nötige Distanz wahrt und auch die negativen Aspekte von Klebelsbergs Persönlichkeit nicht ausspart. Ujváry ist eine erstrangige Politikerbiografie gelungen, deren einziger Nachteil in ihrer Kürze liegt.

Franz Sz. Horváth

Rüsselsheim

„*A legnagyobb álmú magyar kultuszminiszter*“, gróf Klebelsberg Kuno [„Der ungarische Kultusminister mit dem größtem Traum“, Kuno Graf Klebelsberg]. Válogatta és szerkesztette UJVÁRY, GÁBOR. Budapest: Kairosz 2013. 150 S. ISBN 978-9-636-62615-0.

Der vorliegende Band enthält eine Auswahl aus den Veröffentlichungen des viel gerühmten ungarischen Kulturministers Kuno Klebelsberg (1875-1932). Es handelt sich um Ausschnitte aus publizistischen Beiträgen für ungarische Zeitungen und aus Reden im ungarischen Parlament sowie auf öffentlichen Veranstaltungen. Die Auswahl der Textabschnitte und deren thematische Gruppierung um Überschriften wie „Klebelsberg und die Regierung“, „Klebelsberg und die Geschichtswissenschaft“ oder auch einfach nur „Sport“ sind von Gábor Ujváry vorgenom-

men worden. Ujváry gilt derzeit als der beste Kenner von Leben und Konzeption Klebelsbergs, publizierte er doch nicht nur etliche Aufsätze über Klebelsberg, sondern ist auch in den ungarischen Medien ein gefragter Partner bei Gesprächen über Klebelsberg. Ein Jahr nach der Veröffentlichung dieser Textauswahl erschien zudem seine Klebelsberg-Biografie,<sup>1</sup> die auch in Ungarn zu Recht mit viel Lob bedacht wurde. Diesen Band beschließt Ujváry mit einer Betrachtung über Klebelsbergs wechselvolles Nachleben in den unterschiedlichen politischen Systemen Ungarns.

Klebelsberg selbst publizierte eine Vielzahl seiner Artikel und Reden selbst noch zu Lebzeiten in mehreren Bänden, deren Gesamtumfang über 2.000 Seiten ausmacht. Ujváry sichtete die Beiträge und sortierte sie in zwanzig Themenbereiche. Diese spiegeln die ganze Bandbreite des Klebelsbergschen Œuvres: Fragen der Ministerialverwaltung, Öffentlichkeit, Regierung, die Theorie der kulturellen Überlegenheit und Kulturdemokratie, der Begriff *Neonationalismus*, die Dezentralisierung, die Weltwirtschaftskrise, Klebelsberg und die Geschichtswissenschaft, die Wissenschaftspolitik, Fragen der Erziehung, des Schulwesens und der Universitätspolitik, auswärtige Kulturpolitik, Künste, Sport und Stadtpolitik. Die Entscheidung Ujvárys, die Beiträge zu einem Thema ausschnittsweise und den unterschiedlichen Büchern Klebelsbergs entnommen zu präsentieren, bietet zwar den Vorteil, dass gegebenenfalls die zeitliche Entwicklung der Ansichten auf kleinstem Raum deutlich gemacht werden kann. Doch wird damit die Chance vergeben, längere und komplexere Gedankengänge nachzuvollziehen, denn die meisten Ausschnitte sind kaum länger als eine halbe Seite. Auch lässt sich nicht nachverfolgen, worum es in den weggelassenen Abschnitten ging, denn es handelt sich beim Büchlein lediglich um eine Textauswahl und nicht um eine historisch-kritische Ausgabe. Diese Methode ist insbesondere bei jenen Themen bedauerlich, deretwegen Klebelsberg heute noch harter und ahistorischer Kritik ausgesetzt ist (es sei hier nur auf die Begriffe *kulturelle Überlegenheit* und *Neonationalismus* verwiesen). Diese zu entkräften wäre leichter, lägen Klebelsbergs einschlägige Ausführungen umfassend vor. Kenner der Klebelsberg-Biografie Ujvárys werden zudem eine Reihe von *Aha*-Effekten haben, denn ein beträchtlicher Teil der hier abgedruckten Ausschnitte findet sich dort als Zitat wieder.

Somit muss ein zwiespältiges Fazit gezogen werden: So sehr es einerseits zu begrüßen ist, dass sich die des Ungarischen mächtige Leserschaft durch diese Auswahl nunmehr selbst ein Bild von Klebelsbergs Denken machen kann, umso bedauerlicher ist es, dass die Auswahl nicht mehr als erste, kurze und flüchtige Einblicke in dieses Denken (aber keine ernste Auseinandersetzung damit) erlaubt. Für eine solche Beschäftigung eignet sich hingegen Ujvárys erwähnte Klebelsberg-Biografie.

Franz Sz. Horváth

Rüsselsheim

---

<sup>1</sup> Siehe die Besprechung des Autors in diesem Band, 408-409.

*A negyedik nemzedék és ami utána következik. Szekfű Gyula és a magyar történetírás a 20. század első felében* [Die vierte Generation und was danach folgte. Gyula Szekfű und die ungarische Geschichtsschreibung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts]. Szerkesztette UJVÁRY, GÁBOR. A szerkesztő munkatársa NAGY, JÓZSEF ZSIGMOND. Budapest: Ráció 2011. 303 S. 1 DVD. ISBN 978-6-155-04719-0 = Kodolányi János Főiskola Történeti Műhelyének Kiadványai 2.

Gyula Szekfű (1883-1955) zählt zu den einflussreichsten, bekanntesten und auch umstrittensten ungarischen Historikern des 20. Jahrhunderts. Er verfasste Standardwerke zu Einzelthemen der ungarischen Geschichte und zeichnete zusammen mit Bálint Hóman auch für eine Gesamtdarstellung der ungarischen Geschichte verantwortlich, die bis heute als unübertroffen gilt. Seine Werke weisen jedoch auch starke aktualpolitische Bezüge auf, wobei er seine eigene politische Haltung nach Meinung seiner Kritiker immer dem jeweiligen politischen System angepasst hat. So galt er in den 1920er Jahren als Begründer des nationalchristlichen Kurses der Horthy-Zeit, während der 1930er Jahre distanzierte er sich jedoch von den Machthabern. In vielen Artikeln aus dem Zweiten Weltkrieg äußerte er sich sehr kritisch über die innen- wie außenpolitische Entwicklung Ungarns und vertrat demokratische Ansichten. Nach dem Krieg näherte er sich den Kommunisten an, die ihm dies mit einem Gesandtenposten in Moskau vergalteten. In den 1950er Jahren biederte sich Szekfű bei Mátyás Rákosi an und bekleidete hohe politische Posten.

Diese vielfältige Verschränkung einer widersprüchlichen Biografie mit einem großen Lebenswerk, wobei beide durch eine reichhaltige Korrespondenz in ein großes persönliches Netzwerk eingebettet sind, rief in den vergangenen Jahrzehnten viele Deutungen hervor. Im vorliegenden Sammelband finden sich die Beiträge einer Konferenz in Stuhlweißenburg (*Székesfehérvár*), die 2008 anlässlich von Szekfűs 125. Geburtstag gehalten wurde. Die 16 Aufsätze sind in drei Blöcke gegliedert: Im ersten geht es um die Jugend und die Anfänge Szekfűs als Historiker. Der zweite Block befasst sich mit seiner historiografischen Konzeption und einigen Einzelaspekten seiner Geschichtsdarstellungen. Der dritte Abschnitt beleuchtet einige Seiten von Szekfűs professionellem Netzwerk. Als Beigabe ist dem Tagungsband eine DVD mit Originalaufnahmen Szekfűs und Erinnerungen seiner Schüler und Kollegen an ihn beigefügt.

Die ersten Aufsätze des Bandes beleuchten unterschiedliche Phasen im Leben des jungen Szekfű. Während József Csurgai *Horváth* die Stadt Stuhlweißenburg, Szekfűs Geburtsort vorstellt, zeichnet Rudolf *Paksa* ein Bild vom Eötvös Collegium, jener heute mittlerweile legendären Bildungsanstalt, aus der neben Szekfű Persönlichkeiten wie Zoltán Kodály oder Domokos Kosáry hervorgegangen sind. Ágnes *R. Várkonyi* geht dem Skandal nach, den Szekfűs Buch über den emigrierten Fürsten Ferenc Rákóczi 1913 auslöste. Sie legt dar, dass Szekfű sowohl mit seiner Themenwahl als auch seinen Deutungen bewusst mit dem damals dominierenden national-romantischen Rákóczi-Bild brechen wollte. *R. Várkonyi* hebt die Unterstützung hervor, die der junge Szekfű von seinem Lehrer und Mentor Dávid Angyal erhielt, als sein Buch ins Kreuzfeuer nationalistischer Kritik geriet, obwohl Angyal Szekfűs Ansichten nicht in allem teilte. Die letzten beiden Aufsätze des ersten Abschnittes befassen sich mit dem Archivar Szekfű, der zwischen 1907 und 1924 insgesamt 17 Jahre in Wien verbrachte, sowie mit Szekfűs Einstellungen und Ansichten in den Jahren 1918/1919.

Im zweiten Abschnitt stechen vor allem zwei Aufsätze hervor. Vilmos *Erős* unternimmt den Versuch, Szekfús historiografisches Konzept aus dessen Schriften zu destillieren. In Abgrenzung vom chronologischen Positivismus und der in der Zwischenkriegszeit auch in Ungarn aufkommenden Volksgeschichte (beziehungsweise einer völkischen Geschichtsschreibung) lasse sich Szekfú trotz mannigfacher Vorbehalte einer geistesgeschichtlichen Strömung zuordnen, meint *Erős*. Die von Szekfú geschriebenen Bände der „Ungarischen Geschichte“ (*Magyar történet*), der Gesamtdarstellung der ungarischen Geschichte aus den 1930er Jahren, zeichneten sich durch eine gelungene Synthese vieler Bereiche aus (Wirtschafts-, Gesellschafts-, Kultur- und Nationalitätengeschichte). Schließlich habe Szekfú als erster Begriffe wie *Renaissance* oder *Barock* auf die ungarische Geschichte angewandt. Auch der Tatsache, dass Szekfú in vielen seiner Arbeiten auf Staat und die Politik fokussierte, gewinnt *Erős* Positives ab, denn verglichen etwa mit dem konkurrierenden Konzept der Volksgeschichte habe Szekfú stets den multiethnischen Charakter des Stephansreiches betont.

János *Gyurgyák* verortet Szekfú innerhalb der ungarischen ideengeschichtlichen Traditionen. Ohne Szekfús Antiliberalismus, seinen Antiparlamentarismus und Antikapitalismus zu verschweigen, betont er vor allem seine Versuche, zu einem modernen ungarischen Konservatismus beizutragen. Um die ungarische Gesellschaft zu reformieren, wollte Szekfú die Etablierung und den Ausbau einer Mittelschicht mit europäischem Horizont erreichen. Doch sei dies nicht gelungen, denn selbst die vorhandene dünne Mittelschicht habe sich von ihrer Staatsgläubigkeit und ihrem Eigendünkel nicht trennen können und war dem Radikalismus oder gar den Rechten zugeneigt. Deshalb urteilte er 1947 verbittert, dass die Krise der ungarischen Gesellschaft und des Staates nicht anders denn durch eine Revolution beendet werden konnte, als die er die Etappen des Überganges zum sowjetisch dominierten Nachkriegsungarns bezeichnete.

Die Aufsätze des dritten Blocks untersuchen Szekfús Beziehungssystem. Dabei stehen sein Verhältnis zu seinem Lehrer Henrik Marczali, seinen Zeitgenossen Dezső Szabó sowie Jenő Házi und Elemér Mályusz im Mittelpunkt. Iván Zoltán *Dénes*, der mit einer Monografie bereits 1976 die Beschäftigung mit Szekfú auf ein seit damals kaum erreichtes Niveau gehoben hat, führt in seinem Aufsatz aus, dass das Verhältnis Marczali – Szekfú insgesamt wechselhaft, aber eher unterkühlt und distanziert war. Dies entsprach der Ausgrenzung des Juden Marczali im ungarischen wissenschaftlichen Leben in der Zwischenkriegszeit. Dennoch hielt Szekfú, der 1919 in seinem Werk „Drei Generationen“ (*Három nemzedék*) den ungarischen Juden eine Mitschuld am Zerfall Ungarns gab, am Grabe Marczalis 1943 eine Gedenkrede, in der er diesen als »echten Ungar« bezeichnete. Der Beitrag von István *Soós* untersucht die Entstehung des antikommunistischen Werkes „Das rote Exil“ (*A vörös emigráció*) von Elemér Mályusz, in dem das offizielle Ungarn die Räterepublik von 1919 und deren zwischenzeitlich emigrierten Protagonisten an den Pranger stellte. Den Auftrag, das Buch zu schreiben, erhielt ursprünglich Szekfú, doch bezog dieser Elemér Mályusz in die Arbeit zuerst als Coautor ein. Kurz vor Fertigstellung des Werkes weigerte sich Szekfú, seinen Teil des Manuskriptes zu verfassen, weswegen ihn Mályusz Jahrzehnte später in seinen Erinnerungen mit bitteren Worten belegte. Schließlich brachte ihm, Mályusz, dieses Werk nach 1945 nur Nachteile wie berufliche Degradierung und Repressionen ein.

Der vorliegende Tagungsband bietet vielfältige Einblicke in Werk und Leben Gyula Szekfús. Selbstredend kann er nicht alle offenen Fragen seines Œuvres be-

antworten. Doch wird er bei künftigen Forschungen über Szekfű nicht zu umgehen sein.

Franz Sz. Horváth

Rüsselsheim

*Történeti átértékelés. Hóman Bálint, a történész és a politikus* [Historische Umdeutung. Bálint Hóman, der Historiker und der Politiker]. Szerkesztette UJVÁRY, GÁBOR. A szerkesztő munkatársa CSURGAI HORVÁTH, JÓZSEF. Budapest: Ráció 2011. 319 S. 1 DVD. ISBN 978-6-155-04720-6 = Kodolányi János Főiskola Történeti Műhelyének Kiadványai 3.

Der vorliegende Sammelband trägt eine große Schuld der ungarischen Geschichtsschreibung gegenüber einem ihrer prominentesten Vertreter, Bálint Hóman (1885-1951), ab. Hóman war in der Zwischenkriegszeit Ungarns wohl bekanntester Mediävist, er gab jedoch seine Wissenschaftlerkarriere 1932 zugunsten politischer Ämter auf. Er galt als deutschlandfreundlicher Politiker, der sich zwar bewusst von der ungarischen Rechten fernhielt, die ungarisch-deutsche *Schicksalsgemeinschaft* aber bis zum Kriegsende betonte. Dies genügte den kommunistischen Machthabern, um ihn 1946 zu einer langjährigen Haftstrafe zu verurteilen, während der Hóman (seelisch wie körperlich zerrüttet) 1951 starb.

Der von Gábor Ujváry edierte Band vereint die zu Aufsätzen ausgearbeiteten Vorträge einer Tagung, die 2010 in Stuhlweißenburg (*Székesfehérvár*) gehalten wurden, der Stadt, deren Vertreter Hóman im ungarischen Parlament war. Die 20 Aufsätze sind fünf Themenblöcken zugeordnet: Beleuchtet wird Hóman als Historiker, als Leiter öffentlicher Sammlungen, als Politiker, als Netzwerker sowie sein Verhältnis zur Stadt Stuhlweißenburg. Aus Platzgründen wird hier das Augenmerk auf einige wenige Beiträge gelenkt.

Den Auftakt bildet ein Überblick über Hómans Biografie und seine Historikerleistung aus der Feder von Ignác Romsics. Dieser bezieht sich vor allem auf Hómans Abstammung aus einer wohl situierten Mittelstandsfamilie, die im ungarischen Kulturleben gut vernetzt war und dem jungen Hóman gute Startbedingungen verschaffte. Hinsichtlich Hómans Bedeutung als Historiker zollt Romsics dessen Offenheit gegenüber zeitgenössischen historiografischen Richtungen Respekt. Insbesondere betont er, dass Hómans Darstellung des ungarischen Mittelalters, die er für die zusammen mit Gyula Szekfű verfasste „Ungarische Geschichte“ (*Magyar történet*) schrieb, sich auf der Höhe zeitgenössischer Forschungen befand. Mit der Genese eben dieses monumentalen Werkes in den 1920er und 1930er Jahren befasst sich im gleichen Block László Szende. Die anderen Aufsätze dieses ersten Abschnittes untersuchen Hómans Schriften zur Wirtschaftsgeschichte (István Draskóczy) und zur frühen ungarischen Staatlichkeit (György Szabados).

Gleich mehrere Aufsätze analysieren Hómans politische Ansichten. Besonders hart geht Pál Pritz mit zwei Aufsätzen Hómans ins Gericht, in denen er dessen Interpretationen der ungarischen Außenpolitik, der Rolle Ungarns in den europäischen Mächtekonstellationen im Laufe der Jahrhunderte und der deutsch-ungarischen Beziehungen unter die Lupe nimmt. Diese Interpretationen sind laut Pritz einseitig, übertrieben und genügen schlichtweg nicht den Regeln der Geschichtswissenschaft. Sie seien politische Äußerungen im Gewand historischer Untersuchungen, wobei zumindest im Falle der proklamierten *Schicksalsgemeinschaft* Hó-

man der Zeitgeist zugute gehalten werden muss. Schließlich hätten sich die meisten Politiker seiner Generation der falschen Illusion hingegeben, Ungarn könne von einer engen außenpolitischen Bindung an Deutschland nur profitieren, ohne die eigene außenpolitische Souveränität aufgeben zu müssen.

Die kulturpolitischen Vorstellungen Hómans stellt László Tókéczki dar. Er ordnet Hómans Ansichten einer rechtskonservativen und patriarchalisch geprägten Weltanschauung zu. Diese grenzt er zu Recht von jeglichem rechtsextremen, faschistischen oder pfeilkreuzlerischen Gedankengut ab. Dabei formuliert Tókéczki aber mehrfach zumindest mehrdeutig und ahistorisch, etwa wenn er über die »fantastischen Ergebnisse des deutschen Modells einer Modernisierung von oben« schwärmt (S. 110), deren Anziehungskraft »faschistisch« oder »rechtsextrem« zu nennen seines Erachtens lächerlich sei. Zwar verrät Tókéczki nicht, welche Zeit oder welche deutschen Ergebnisse er mit einer solchen Aussage meint. Dennoch hinterlässt sein Aufsatz insgesamt den Eindruck einer übertrieben emphatischen Verteidigungsrede, die eher die Propagierung eigener politischer Standpunkte ist, denn eine kontextualisierte, ausgewogene und fachlich verlässliche Analyse der kulturpolitischen Ansichten von Hóman. Bei deren Darstellung arbeitet Tókéczki vor allem Hómans Ziel heraus, die Förderung von Begabten und der überhaupt Qualität in den Mittelpunkt zu stellen, um dadurch Ungarns Prestige zu mehren.

Gleich drei hervorzuhebende Aufsätze finden sich im Block über Hómans Netzwerk. Zoltán Iván Dénes stellt die Genese und die Entwicklung von Hómans Beziehung zu Gyula Szekfű (1883-1955) dar, während Vilmos Erős jene zwischen Hóman und Elemér Mályusz (1898-1989) untersucht. Während es Dénes darum geht, die gegenseitige Wahrnehmung und Einschätzung der beiden Historiker darzustellen, deutet Erős die Beziehung zwischen Hóman und Mályusz vor dem Hintergrund divergierender historiografischer und politischer Konzeptionen. Schließlich befasst sich Zsolt K. Lengyel mit dem Briefwechsel des Mediävisten und Hóman-Schülers József Deér (1905-1972) mit dem Kunsthistoriker Thomas von Bogyay (1909-1994). Der Aufsatz geht einerseits insofern über das Spektrum des Bandes hinaus, als Hóman selbst hier nicht als Akteur auftritt. Andererseits fügt er sich insofern dennoch ins Konzept des Bandes ein, als aus dem Briefwechsel der beiden Historiker, die ihre Briefe im Exil zwischen München und Bern wechselten, das Bemühen deutlich wird, durchaus auch im Sinne von Hómans Arbeit und Kulturpolitik wissenschaftliche Vermittlungsarbeit zu leisten, im deutschen Wissenschaftsleben bestimmte ungarische Positionen zu vertreten und zum westeuropäischen Bild Ungarns, damals jenseits des Eisernen Vorhanges, Wesentliches beizutragen.

Die vier letzten Aufsätze des Bandes untersuchen Hómans Beziehungen zur Stadt Stuhlweißenburg. Gábor Farkas beleuchtet zuerst die innerstädtischen Voraussetzungen, die dazu führten, dass die Stadt 1932 Hóman bat, in ihrem Namen für das ungarische Parlament zu kandidieren. Zsófia Demeter stellt Hóman als Förderer moderner Stadtpolitik dar, während László Tamás Vizi die Wahlen von 1939 und ihren Ablauf in der Stadt analysiert. Schließlich steht im Mittelpunkt des Aufsatzes von Gergely Mózesy die Einschätzung Hómans durch den katholischen Kleur der Stadt.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Band eine Vielzahl von Aufsätzen unterschiedlicher Qualität vereint, von welchen insbesondere jene von *Romsics*, *Dénes*, *Erős* und *Lengyel* hervorzuheben sind. Sie schaffen es zumeist, sich der Historiker- und Politikerpersönlichkeit Hómans wissenschaftlich adäquat anzunähern, ohne die nötige kritische Distanz aufzugeben. Der Band bezeugt insgesamt die Be-

gründetheit einer Rehabilitation Hómans als Wissenschaftler, die in den letzten etwa zwei Jahrzehnten erfolgt ist, während über seine politischen Ansichten weiterhin kontrovers diskutiert wird.

Franz Sz. Horváth

Rüsselsheim

OROSZ, LÁSZLÓ: *Tudomány és politika. Fritz Valjavec (1909-1960) a két világháború közötti magyar-német tudománypolitikai kapcsolatokban* [Wissenschaft und Politik. Fritz Valjavec (1909-1960) in den ungarisch-deutschen wissenschaftspolitischen Beziehungen in der Zwischenkriegszeit]. Budapest: Ráció 2014. 467 S. ISBN 978-615-5047-74-9 = Kodolányi János Főiskola Történeti Műhelyének Kiadványai 8.

László Orosz, Historiker mit Forschungsschwerpunkten in der Zwischenkriegszeit Ungarns, legt mit diesem Werk die erste Monografie über den Südosteuropahistoriker Fritz Valjavec vor. Im Zentrum seines Interesses steht der biografische Werdegang von Valjavec sowie dessen ungarisches Netzwerk und Briefwechsel mit dem Historiker Elemér Mályusz (1898-1989). Im ersten Teil des Bandes zeichnet er die Ausbildung und den beruflichen Werdegang von Valjavec im Dritten Reich und in der jungen Bundesrepublik Deutschland nach. Im zweiten Teil stellt er sowohl die Briefpartner des angehenden und arrivierten Historikers aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen (Geschichtsschreibung, Germanistik, Ethnografie und weitere) als auch die wichtigsten Themen des Briefwechsels zwischen Valjavec und Mályusz vor. Abschließend werden diese Briefe im Original sowie gegebenenfalls ins Ungarische übersetzt abgedruckt.

Für Orosz liegt die Besonderheit der Beschäftigung mit Valjavec darin, dass diese Einzelbiografie ein dreiseitiges Kräftefeld aufzeigt. Das Wirken von Valjavec sei nämlich als das eines professionellen Historikers, als das eines dem Dritten Reich verpflichteten deutschen Patrioten und als das eines Banater Landsmannes zu betrachten, der sich seiner Wurzeln und Herkunft stets bewusst gewesen und auf sie stolz geblieben sei. Geboren in Wien, machte Valjavec das Abitur in Budapest. Früh schon geriet er unter den Einfluss von Jakob Bleyer (1874-1933), dem führenden Politiker der ungarndeutschen Minderheit. Dieser erkannte die vielfältigen Talente des jungen Valjavec und verschaffte ihm die Möglichkeit eines Geschichtsstudiums in München. Von dort kehrte der junge Historiker allerdings nicht (wie vorgesehen) nach Budapest zurück, sondern wurde 1934 mit einer Arbeit über den Preßburger Bürgermeister Karl Gottlieb von Windisch promoviert und 1938 mit einem Werk über den deutschen Kultureinfluss in Südosteuropa habilitiert. Zu diesem Zeitpunkt erblickte er, der seit 1933 NSDAP- und zwischen 1933 und 1935 SS-Mitglied war, im Deutschtum Ungarns nicht mehr ein »Deutsch-Ungartum«, sondern ein selbstbewusstes Südostdeutschtum, das in diesem geografischen Raum als Kulturbringer agiere. Die Interessenvertretung der Ungarndeutschen wurde bei Valjavec somit im Sinne der damals von vielen Historikern vertretenen »kämpfenden Wissenschaft«, von einer Verpflichtung gegenüber gesamtdeutschen nationalen Interessen überlagert. Orosz betont wiederholt diese Verschiebung im Selbstverständnis des jungen Valjavec. Er verweist überzeugend darauf, dass man einen Unterschied machen müsse zwischen den überzeugten Nationalsozialisten unter den damaligen Historikern und Valjavec, der aus einer gegenüber seiner Volksgruppe empfundenen starken Loyalität heraus den Machteinfluss der Nationalsozialisten

gerne benutzte, um die historischen Verdienste seiner Gruppe aufzuarbeiten und zur Stärkung ihrer ethnischen Identität beizutragen.

Wissenschaft wurde bei Valjavec somit zur Politik. Diese Entwicklung nahmen seine ungarischen Briefpartner und Kollegen mit zunehmender Besorgnis wahr. Die prominentesten ungarischen Wissenschaftler (Béla Pukánszky, Tivadar Thienemann, András Alföldi) nahmen von ihm keine Notiz und beantworteten mitunter nicht einmal seine Kontaktanfragen, mit denen er um deren Mitarbeit bei der Zeitschrift ‚Südostdeutsche Forschungen‘ bat. Andere, wie der Historiker Gyula Szeffő, beteiligten sich anfangs an der von Valjavec herausgegebenen Zeitschrift, gingen dann aber auf Distanz, als sie der Gesinnung von Valjavec gewahr wurden.

Mit 71 nachweisbaren Briefen bildet der von Orosz im zweiten Teil analysierte und im dritten Teil abgedruckte Briefwechsel Valjavec – Mályusz den größten Korpus in der erhaltenen Korrespondenz. Den Berührungspunkt beider Historiker sieht Orosz in ihrem Interesse für Volkstumsforschung und Volksgeschichte. Die jeweilige Betonung ethnisch-nationaler Sichtweisen machte allerdings eine aufrichtige Zusammenarbeit unmöglich, denn die übermäßige Betonung deutschen Einflusses konnte dem nationalbewussten Ungarn Mályusz nicht gefallen. Hierzu kamen die Versuche von Valjavec, wissenschaftlichen Profit für seine Zeitschrift herauszuschlagen, indem er Mályusz dazu ermunterte, in den ‚Südostdeutschen Forschungen‘ über jene Themen zu publizieren, die in Ungarn wiederholt zu Disputen zwischen Mályusz und Szeffő führten. So wollte der Münchener Historiker Debatten in seiner Zeitschrift entfachen. Diese Art der Profilierung, die Valjavec auch bei anderen Wissenschaftlern versuchte und bei der er auch vor persönlicher Diffamierung nicht zurückschreckte, war jedoch erfolglos, weil Mályusz keinen genuin ungarischen Streit im Ausland austragen wollte. Gerne publizierte er jedoch, selbst in den 1940er Jahren, über neutrale Themen, weil er der Auffassung war, dass es ungarischem Interesse diene, im Ausland ungarische Sichtweisen bekannt zu machen.

Das mit dem reichhaltigen Quellenanhang versehene Buch von Orosz ist eindeutig zu begrüßen, arbeitet es doch durch das wissenschaftspolitische Netzwerk von Valjavec ein wichtiges Kapitel deutsch-ungarischer Wissenschaftsgeschichte auf. Sowohl die Zahl der benutzten Fachliteratur als auch der konsultierten Archive ist beeindruckend. Der Rezensent hat nur drei Anmerkungen, die sich auf die Darstellung der Biografie von Valjavec beziehen. Bedauerlich ist zum einen, dass die Kindheit in der Vojvodina, in Werschetz (*Vršac, Versec*), nicht thematisiert wird, genau wenig sein plötzlicher Tod. Auch über Privates wie Eheschließung oder Geschwister erfährt man nichts. Viel gravierender empfindet es der Rezensent aber, dass Orosz die Valjavec-Debatten in der deutschen Historiografie der vergangenen anderthalb Jahrzehnte völlig unbeachtet lässt beziehungsweise sie durch eine abfällige Bemerkung zu vermeintlich polemischen Aufsätzen (S. 9) und eine Fußnote (S. 239, 884) glaubt, erledigen zu können. Denn es mutet seltsam an, in einem Band, der die Verflechtung von Wissenschaft und Politik thematisiert, den Fronteinsatz von Valjavec und seinen Dienst in der Einsatzgruppe D völlig auszusparen. Zwar kennt und zitiert Orosz den Tagungsband „Südostforschung im Schatten des Dritten Reiches. Institutionen – Inhalte – Personen“ (Hgg. Mathias Beer, Gerhard Seewann. München 2004) und die Kontroversen um die angebliche Beteiligung von Valjavec an der Erschießung von 100 Czernowitzer Juden. Ohne hierbei dezidiert Stellung zu nehmen, hätte die Aufarbeitung dieser Kontroverse nach Meinung des Rezensenten eine eingehende Erörterung im Haupttext verdient. Dabei hätte Orosz

dann auch auf die Entlastung von Valjavec durch Michael Silagi eingehen können, der diese Beteiligung in einem Aufsatz, welcher der Aufmerksamkeit von Orosz allerdings entgangen ist, widerlegt (<http://kulturportal-west-ost.eu/biographien/valjavec-fritz-3> [8. Juni 2016]). Trotz dieses Einwandes bleibt festzuhalten, dass Orosz mit seinem Werk sowohl die deutsch-ungarische Historiografiegeschichte als auch die Erforschung der deutschen Südosteuropahistoriografie bereichert und zudem einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der ungarischen Geschichtsschreibung im 20. Jahrhundert leistet. In keinem dieser drei Themenbereiche wird man seine Monografie künftig übergehen können.

Franz Sz. Horváth

Rüsselsheim

BITTER, ÁKOS: *Deutsche Sprachelemente im Ungarischen als Hilfen beim kognitiven Erwerb des Deutschen. Einsichten aus Unterrichtseinheiten mit ungarischen Deutschlehrern*. Hamburg: Dr. Kovač 2013. 459 S. ISBN 978-3-8300-7416-8 = Lingua. Fremdsprachenunterricht in Forschung und Praxis 26.

Diese Monografie wurde 2013 als Dissertation an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt angenommen und ist der Didaktik des Deutschen als Fremdsprache zuzuordnen. Die Arbeit berücksichtigt (S. 1) den synchron-kontrastiven Ansatz von János Juhász<sup>1</sup> und will diesen durch die Einbeziehung der historischen Diachronie nach Emil Skála<sup>2</sup> ergänzen. Durch den simultanen Einsatz dieser beiden Ansätze möchte der Verfasser den zu untersuchenden Forschungsgegenstand in den Kontext der Mehrsprachigkeit rücken (S. 1).

Das Ziel der Monografie ist es, deutsche Sprachelemente im Ungarischen zu reflektieren und daraus Anregungen für die Theorie und die Praxis des Deutschunterrichts in Ungarn zu entwickeln (S. 1). Nach Bitters Forschungshypothese stellt »die Bewusstmachung deutscher Sprachelemente im Ungarischen für und durch ungarische Deutschlerner« eine »Hilfe bei ihrem Deutscherwerb dar« (S. 1). Bei der umfangreichen Untersuchung seiner Hypothese verwendet der Verfasser rein qualitative Forschungsmethoden, die er mit der komparativen Erörterung quantitativer und qualitativer Methoden der Sozialforschung nach Lamnek begründet (S. 1). Zur Erreichung seines Forschungsziels stützt sich Bitter auf die Methoden der teilnehmenden Beobachtung und des Experteninterviews. Dabei beschreibt er auf den ersten 98 Seiten seines Buches den genauen Ablauf des Deutschunterrichts in der Sekundarstufe I der Johann-Hauck-Schule in Piliscsaba (nördlich von Budapest), deren Träger die lokale deutsche Minderheit ist, sowie die von der Deutschlehrerin im Unterricht eingesetzten didaktischen Methoden, mit deren Hilfe sie ungarischen Schülerinnen und Schülern deutsche Lexeme beibringt. Auffällig ist, dass bei den Probanden Bitters keine systematische Grammatikvermittlung erfolgt, da die Lehrerin diese infolge des jungen Alters der Schüler noch kategorisch ausschließe (S. 97), wohingegen sie aber den bewussten Einsatz des zwischensprach-

<sup>1</sup> János Juhász: *Richtiges Deutsch*. 16 Gespräche über typische Fehler in der Umgangssprache für Ungarn. Budapest <sup>2</sup>1966; *Ders.*: *Probleme der Interferenz*. Budapest/München 1970; *Ders.*: *Kontrastive Studien Ungarisch-Deutsch*. Budapest 1980.

<sup>2</sup> Emil Skála: *Diachronische und synchronische Aspekte der deutsch-tschechischen Interferenz* In: *Zeitschrift für Germanistik* 2 (1981) 389-403.

lichen Denkens (S. 97) bei der Aneignung deutscher Lexeme in den Vordergrund ihres Unterrichts stelle beziehungsweise die Schüler zu Übersetzungs- und Übertragungstechniken motivieren wolle (S. 97).

Im Kapitel 3 schildert Bitter den Ablauf und den Aufbau des Unterrichts, den er methodisch vorbereitete. Eine kooperierende Lehrerin der Maria-Ward-Schule in Piliscsaba, an der Bitter weiterführende didaktische Untersuchungen durchführte, beauftragte er damit, in den zwei jeweils 45 minütigen Unterrichtseinheiten in einer Gruppe des Jahrgangs 11 die Thematik der deutschen Sprachelemente im Ungarischen (S. 99) zu behandeln. Die Schülerinnen und Schüler erhielten teilweise aus literarischen Werken stammende Textpassagen und behandelten mit Hilfe der Lehrerin die Herkunft der in diesen vorhandenen deutschen Lehnwörter und Lehnbildungen. Der Verfasser kam durch die teilnehmende Beobachtung und aufgrund eines anschließenden Gesprächs mit der mitwirkenden Lehrerin zu der Erkenntnis, dass es für die Entfaltung des Selbstbewusstseins und der Sprachbewusstheit der Schülerinnen und Schüler relevant sei, diesen den Umgang mit deutschen Lehnwörtern und Lehnbildungen beizubringen und zu verdeutlichen, dass es sich in gegebenen Fällen überhaupt erst um solche handele (S. 145).

Vergleichbare Untersuchungsmethoden, wie bereits in den beiden anderen Schulen, setzte Bitter mit Hilfe einer muttersprachlichen Deutschlektorin auch in der „Interkulturellen Sprachübung“ am Germanistischen Institut der Katholischen Péter-Pázmány-Universität in Piliscsaba ein. Im Anschluss an die Behandlung von Lehnprägungen im Ungarischen in diesem universitären Kurs haben die teilnehmende Lektorin und Bitter bemängelt, dass die muttersprachliche Komponente beim Fremdsprachunterricht vernachlässigt werde (S. 176). Ähnlich wie die beiden halte ein Großteil der befragten Germanistikstudierenden einen kontrastiven Umgang mit den Sprachen Ungarisch und Deutsch für »wichtig« (S. 199). Einige der als Probanden an Bitters Untersuchung teilnehmenden Deutschlernerinnen und -lerner an den beiden Schulen und an der Universität stammen allerdings aus ungarndeutschen Familien. Infolge der Assimilationsbemühungen der Politik vor der Wende sprechen diese mittlerweile größtenteils aber nicht Deutsch, sondern Ungarisch als Muttersprache, seien aber durch den Einfluss der deutschstämmigen Großeltern dennoch in der Lage, die deutsche Mundart in der Nähe von Piliscsaba zu verstehen (S. 183).

Die sprachhistorischen Komponenten, die – wie deutsche Lehnwörter und Prägungen – im Laufe der Jahrhunderte durch Sprachkontakt in das Ungarische gelangten, erörtert Bitter im Kapitel 5 sehr ausführlich. Dabei geht er unter anderem auf die Rolle der Einwanderungswellen deutschsprachiger Personen im Ungarn des 18. und 19. Jahrhunderts ein, die ihre Identität, insbesondere die deutsche Sprache bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges pflegten und teilweise heute noch pflegen. Bitter weist im Anschluss an seinen sprachhistorischen und historischen Exkurs in Bezug auf die ungarndeutsche Minderheit in Anlehnung an Hüllen<sup>3</sup> auf die Unterscheidung zwischen einer Identifikationssprache und einer Kommunikationssprache hin und betont, dass laut Bassola<sup>4</sup> durch eine Identifikation mit der

<sup>3</sup> Werner Hüllen: Identifikationssprachen und Kommunikationssprachen. Über Probleme der Mehrsprachigkeit. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 20 (1992) 298-317.

<sup>4</sup> Péter Bassola: Vielfalt der deutschen Sprache aus ungarischer Sicht, didaktisch und methodologisch. In: Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Hgg. Ludwig Eichinger, Werner Kallmayer. Berlin/New York 2005, 306-323.

deutschen Sprache und Kultur eine Zweitidentität entstehen könne. Dennoch bemängelt Bitter in Anlehnung an Földes,<sup>5</sup> dass mit dem Schwund des Deutschen nicht nur als Minderheitssprache, sondern auch aus dem wissenschaftlichen Diskurs, ein Abbau regional verschiedener Wissenschaftskulturen mit einer hegemonialen Monokultur des Englischen einhergehen könnte (S. 392). Bitter nimmt damit Bezug auf die Feststellung von Földes, dass der Zuwachs des Englischen auf Kosten des Deutschen als Wissenschaftssprache in Ostmitteleuropa etwa seit der Jahrtausendwende besonders bemerkbar sei.<sup>6</sup>

Der kontinuierliche Schwund des Deutschen als Minderheitssprache seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges führt nach der Meinung der Rezensentin dazu, dass das Deutsche an Schulen sogar der ungarndeutschen Minderheit trotz Kinder ungarndeutscher Familien in weiten Teilen Ungarns ähnlich wie auf regulären Schulen als Fremdsprache und nicht als Zweitsprache vermittelt werden kann. Der reguläre Sprachunterricht wird an Schulen der ungarndeutschen Minderheit, beispielsweise in Herend, im Gegensatz zu Schulen, an denen das Deutsche nicht als Minderheitssprache vermittelt wird, zusätzlich mit kulturellen und historischen Kenntnissen über die deutsche Minderheit ergänzt. Insbesondere an diesen Minderheitenschulen ist es angesichts der mehr oder weniger vorhandenen, zumindest passiven Deutschkenntnisse ungarndeutscher Kinder didaktisch sehr gewinnbringend, Deutschlernerinnen und -lernern die deutsch-ungarischen Sprachkontakte und damit die deutschsprachige Herkunft von Lehnwörtern im Ungarischen bewusst zu machen.

Annamária Fábrián

Regensburg

## Kirche und Religion

SRODECKI, PAUL: *Antemurale Christianitatis. Zur Genese der Bollwerksrhetorik im östlichen Mitteleuropa an der Schwelle vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit*. Husum: Matthiesen 2015. 532 S. 14 sch/w u. farb. Abb. ISBN 978-3-7868-1508-2 = Historische Studien 508.

Das vorliegende Werk ist die überarbeitete und leicht gekürzte Fassung einer im Jahre 2013 von der Justus-Liebig-Universität Gießen angenommenen Dissertationsschrift. Das Vorhaben des Verfassers ist rein ideengeschichtlich: Paul Srodecki verfolgt aufgrund der alteuropäischen Schriftlichkeit die äußere und innere Wahrnehmung des Deutschordensstaates, Polens und Ungarns als Bollwerke der lateinischen Christenheit. Er befasst sich mit den Gestalten des jeweiligen Herrschers (oder Kriegsführers) als *athleta Christi*, ohne dabei die kroatischen, die venetianischen oder die habsburgischen Vorstellungen gleicher Art aus den Augen zu

<sup>5</sup> Csaba Földes: Deutsch als Wissenschaftssprache im östlichen Mitteleuropa. In: Deutsch als Wissenschaftssprache im 20. Jahrhundert. Vorträge des Internationalen Symposiums vom 18./19. Januar 2000. Hgg. Friedhelm Debus [u. a.]. Mainz 2000, 193-205.

<sup>6</sup> Csaba Földes: Aktuelle Aspekte der Sprachförderung im Rahmen der auswärtigen Sprach- und Kulturpolitik. In: Die Zukunft der internationalen Kommunikation im 21. Jahrhundert (2001-2020). Annäherungen an einen komplexen kommunikationspraktischen Begriff. Europäische Akademie Otzenhausen (4.-7. Oktober 2001). Hg. Wolfram Wilss. Tübingen 2003, 68-78, hier 71-72.

verlieren. Die Grundlagen seiner Untersuchung bieten die verschiedenen Korrespondenzen (zumeist zwischen Souveränen beziehungsweise Ständen der verschiedenen Länder – der Briefwechsel der päpstlichen Kurie ist hier von besonderer Bedeutung), in Urkundentexten versteckte Ausdrücke, vor dem Reichstag oder dem Papst gehaltene Reden von Ablegaten notleidender Herrscher, schließlich die Literatur in engerem Sinne, vor allem Historiografie.

Die Wurzeln der Bollwerksvorstellungen sieht der Autor in der Kreuzzugsrhetorik. Ähnliche Anschauungen lassen sich im Frühmittelalter nur sporadisch nachweisen. Seit dem 11. Jahrhundert war aber der Heilige Stuhl stets bemüht, die Erweiterung des lateinischen Christentums auch mit Einsatz von Waffen zu initiieren beziehungsweise die verschiedenen äußeren Bedrohungen als Angelegenheiten des ganzen lateinischen Christentums aufzufassen.

Als Feld solcher Handlungen wurde dann der östliche Rand Europas im 13. Jahrhundert stark aufgewertet. Der Deutsche Orden war im Rahmen der Kreuzzüge für die Rückeroberung des Heiligen Landes entstanden, übernahm die Aufgabe der kriegerischen Glaubensverteidigung während des sogenannten *deutschen Kreuzzugs* von 1197-1198 und wurde gerade nach dieser Gemarkung des Westens übersiedelt, so dass er erstmals in Südostungarn (1211), dann an der Nordgrenze des Herzogtums Kujawien (1226) sesshaft geworden war. Die Auseinandersetzungen mit den heidnischen baltischen Völkern, die bis ins späte 14. Jahrhundert fortbestanden, wurden schlechthin als Kreuzzüge angekündigt, ebenso wie später die gleichartigen Konfrontationen an der Südostgrenze Polens und Ungarns. Zur besonderen Rolle Ostmitteleuropas (vor allem Ungarns) als Verteidiger des lateinischen Christentums trugen zudem die Mongoleneinfälle der frühen 1240er Jahre bei. Unter den ständigen Bedrohungen stellte aber seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die Türkenfrage allmählich alle anderen Herausforderungen in den Schatten. Letztlich wurde ein verhältnismäßig später Aufschwung des Bedrohungsgefühls in Europa durch den Angriff Ivans IV. in Liwonien ausgelöst.

All diese Knotenpunkte – wie auch die Hussitenkriege als inneres Problem des lateinischen Westens – boten einen Anlass zum regen Schriftverkehr zwischen Heiligem Stuhl und verschiedenen abendländischen Herrschern, deren Verbundenheit und glaubensverteidigende Pflicht immer wieder mit Bollwerksallegorien betont wurde. Die besonders bedrohte Lage Ungarns und Polens führte dazu, dass um 1500 diese beiden Länder innerhalb Europas hinsichtlich der Bollwerkszuschreibungen quantitativ eindeutig hervortraten.

Die zeitgenössische Instrumentalisierung der Bollwerksrhetorik überschritt aber schnell die Grenzen der Diskussion über äußere Verteidigung beziehungsweise Kreuzzugspläne gegen die nichtchristlichen Nachbarvölker. Aufgrund des dargelegten Materials können wir sogar von einer Buntheit des situationsbedingten Einsatzes von Bollwerksallegorien zu verschiedenen politischen Zwecken sprechen. Begründet wurden mit dem Bollwerksmotiv unter anderem die gegen christliche Nachbarländer geführten Kriege, verschiedene territoriale Ansprüche, die Sicherung des eigenen beziehungsweise die Anwerbung eines anderen Thrones, die Investituren von königsnahen Bischöfen, die Bestrebungen der Herrscher, die Landeskirche von der Annatenpflicht zu entlasten, oder sogar der Anspruch auf die Erlaubnis der geistlichen Autorität für Menschenraub im Grenzgebiet. Es ist hierbei ebenso auffallend, dass die Schildallegorien des Deutschen Ordens ihre spürbare Zunahme in Zeiten zunehmenden Gegensatzes mit dem Königreich Polen um 1400 erlebten, zu einer Zeit, als der Orden nach der Niederschlagung der

Preußen und nach der Bekehrung der Litauer seine eigentliche glaubensverteidigende Rolle gerade schon verloren hatte.

Als entscheidende Wasserscheide des behandelten Themas lässt sich die Verflechtung der oben geschilderten päpstlichen oder herrscherlichen politischen Ansprüchen beziehungsweise den politisch motivierten ideologischen Selbstbehauptungen mit der Erneuerung der Intelligenz im Zeichen des Humanismus seit der Mitte des 15. Jahrhunderts ablesen. Durch die Entstehung einer Gelehrtenrepublik entstanden ganz andere Bedingungen für eine öffentliche Meinung im Allgemeinen, aber auch für die Verbreitung von einzelnen topischen Anschauungen. Wie der Verfasser andeutet, verdankten die ostmitteleuropäischen Bollwerkstopoi ihre europaweite Diffusion, zumindest unter den literarischen Eliten, vor allem den Humanisten, denn diese »waren mit ihren an die *res publica litteraria* gerichteten Publikationen maßgeblich für die innere wie äußere, europaweite Popularisierung und Rezeption der *antemurale*-Vorstellung verantwortlich«. Der Bollwerkstopos war damit zumindest innerhalb der höfischen Eliten um 1500 längst vollkommen ausgereift. Ein wichtiges Instrument bei der Propagierung der Bollwerkstopoi war der Buchdruck. Mittels des Einblattdruckens und Frontispize zierender Holzstiche vermochte die gesellschaftliche Trägerschicht der Bollwerksvorstellungen weit über den Grenzen des Gelehrtenkreises auszudehnen.

Die intellektuelle Erneuerung bedeutete aber nicht nur rege die Verflechtung innerhalb des Gelehrtenkreises und veränderte Möglichkeiten für die Propagierung der topischen Gemeinvorstellungen, sondern eine grundlegende Aufwertung des antiken Modells und einen mehr und mehr intensivierten Wettlauf und Ehrgeiz unter den Literaten. Diese Anreize führten hinsichtlich der Bollwerksvorstellungen einerseits zu einer Verdichtung der literarischen Genren, in denen sie ihren Niederschlag fanden, wie es die antikisierende Oratorik zeigt, andererseits zu einer mehr innovativen Einstellung zum sprachlichen Ausdruck. Damit scheint im Zusammenhang zu stehen, dass besonders ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine Erneuerung auch des Wortschatzes der Bollwerksrhetorik festzustellen ist: Die bis dahin üblichen Schildallegorien wurden durch – aus dem Befestigungswesen entlehene – Termini wie *antemurale* oder *propugnaculum* ersetzt.

Die allmähliche Säkularisierung wirkte sich aber zugleich auf die eigentlichen Grundlagen der Bollwerkszuschreibungen in verschiedenen Ländern aus, nämlich auf den Handel der herrschenden Welt. Das vorliegende Werk arbeitet eine solche Auswirkung zweifach heraus. Die eine ist der auf die Dynastie zentrierte Moment in der Bollwerksrhetorik: »[...] die personenunabhängige Darstellung des jeweiligen Landes rückte [...] zugunsten eines egozentrischen Bildes des Herrschers als personifiziertem Bollwerk des christlichen Abendlandes in den Hintergrund«. Hier hatten sowohl die panegyrische Lyrik als auch die Hofgeschichtsschreibung eine Funktion. Zum anderen wurde eine eigenwillige Verwendung christlicher Rhetorik spürbar, was sich aus ihrem fast omnipräsenten und von den tatsächlichen herrscherlichen Absichten ganz entfernten Einsatzes ablesen lässt.

Als eine Stärke des vorliegenden Werkes sei die außergewöhnliche Breite seines Untersuchungsfeldes hervorgehoben. Dieses ausgedehnte Blickfeld ermöglicht es, das Schicksal der Bollwerksmetapher hinsichtlich der behandelten Regionen Alteuropas einleuchtend und komparatistisch zu verfolgen. Srodecki verfasst sein Thema eingehend und regelmäßig mit breiter Skizzierung des meistens ereignisgeschichtlichen Hintergrundes des jeweiligen Einsatzes von Bollwerkstopoi. Er bettet

den Stoff in den Kontext der Identitäts- und Alienitätskonstruktionen des vormodernen Okzidents beziehungsweise der behandelten Länder ein.

Der überaus breite Überblick des Verfassers über die Fachliteratur ist wohl dem Genre einer Dissertation zu verdanken und spiegelt sich im voluminösen Literaturverzeichnis wider. Hinsichtlich des ungarischen Fadens der Thematik vermissen wir aber die gewichtigen Abhandlungen von Kálmán *Benda*: *A keresztény közösség, Magyarország és a török hatalom a XV. században* [Die christliche Gemeinschaft, Ungarn und die osmanische Macht im 15. Jahrhundert]. In: A Gróf Klebelsberg Kunó Magyar Történetkutató Intézet Évkönyve 6 (1936) 3-31, und von József *Marton*: *Magyarország képe és megítélése Enea Silvio Piccolomini életművében* [Ansicht und Bewertung Ungarns in dem Oeuvre von Enea Silvio Piccolomini]. In: *Irodalomtörténeti Közlemények* 110 (2006) 457-477. Der Band ist mit einer alphabetischen Liste der verwendeten Quelleneditionen und Fachliteratur und einem Personenregister versehen.

László Glück

Budapest

TESZELSZKY, KEES: *Szenci Molnár Albert elveszettnek hitt Igaz Vallás portréja (1606) avagy holland-flamand-magyar szellemi kapcsolatok a kora újkorban / True Religion: a lost portrait by Albert Szenci Molnár (1606) or Dutch-Flemish-Hungarian intellectual relations in the early-modern period*. Budapest: ELTE BTK Középkori és Kora Újkori Magyar Történeti Tanszék, Transylvania Emlékeiért Tudományos Egyesület 2014. 181 S. 14 Abb. ISBN 978-963-284-484-8.

Albert Szenci Molnár (1574-1634) studierte in Genf, Herborn, Heidelberg, Altdorf und Marburg, also in den Zentren des französischsprachigen und des deutschen Calvinismus. Er wurde nach 1600 zum zentralen Vermittler zwischen dem ungarischen Calvinismus im Fürstentum Siebenbürgen und dem westeuropäischen Calvinismus, insbesondere in der Kurpfalz und in den Niederlanden, und Teil eines europäischen calvinistischen humanistischen Netzwerks. Ausgangspunkt der in ungarischer und (S. 81-149) englischer Sprache publizierten Arbeit ist das Auffinden des von Szenci Molnár herausgegebenen, aus der Fachliteratur bekannten, bislang allerdings als verloren geltenden, 1606 in Augsburg gedruckten, von Domenico Custos gestochenen Blatt „*Praestanti virtute ac vitae integritate conspicuo*“, mit der Wiedergabe eines dem Kaschauer Ratsherrn János Békési gewidmeten Dialogs zwischen *Homo* und *Religio* sowie – in ungarischer Sprache – *Ember* und *Religio*, eines der ältesten ungarischsprachigen Drucke dieser Art aus dem Amsterdamer Rijksmuseum. Dominiert wird das Flugblatt durch die emblematische Darstellung der „Wahren Religion“ als über einem Totenkopf vor dem Hintergrund einer Schlachtenszene stehende halbnackten Frau mit Sternenkronen, die in ihrer rechten Hand ein geöffnetes Buch mit der Inschrift „*Evangelium pacis aeternae*“ hält (vgl. Abb. 2, S. 169).

Teszelsky ordnet das Flugblatt in das Umfeld des Wiener Friedens des Jahres 1606 ein. Er stellt Szenci Molnárs lateinischen Dialog und seine ungarische Übersetzung der ursprünglichen Fassung (1560) des Genfer reformierten Theologen Theodore Beza (1519-1605) gegenüber und vergleicht ihn (Synopsis 150-151) mit der nach 1576 im Kontext der niederländischen Kämpfe gegen die Spanier entstandenen Textfassung des Niederländers Pieter Balten(s) (1525-1584) mit der Bildfassung

von Hieronymus Wierix (1553-1619). Der Verfasser untersucht zunächst die ikonografischen Vorbilder des Bildes der „Wahren Religion“, bevor er der Wirkung, der Rezeption und der Verwendung der Allegorie (auch mit veränderter Bedeutung) bis 1665 nachgeht. Im abschließenden Kapitel „Early modern cultural diplomacy between the Dutch and Hungarians in terms of True Religion“ arbeitet er die Rolle des niederländischen diplomatischen Agenten Pieter Cornelisz Brederode (1558/1559-1637) heraus, der im deutschen Reich für die niederländische Sache warb, direkt in Kaschau (*Košice, Kassa*) in den Bocskai-Aufstand involviert war, sich für Bocskai in Europa einsetzte und in den Folgejahren die ungarische protestantische (calvinistische) Sache propagandistisch unterstützte.

Teszelsky zeigt, wie Szenci Molnár mit Brederode, dem fürstlichen Rat Lingelsheim in Heidelberg, dem kurzzeitigen böhmischen Kanzler Ludwig Camerarius und anderen in die europäische calvinistische *Respublica litteraria* eingebunden war, die bis zum Fall Heidelbergs und der Besetzung durch katholische Truppen 1622 agieren konnte. Er arbeitet die Bedeutung der Niederlande als intellektuelles und politisches Zentrum für den europäischen Calvinismus der Zeit heraus, der dank der nicht nur gelehrten Aktivitäten des »wandering scholar« (S. 149) Szenci Molnár auch den ungarische Calvinismus im Fürstentum Siebenbürgen einbezog. Das aufgefundenen Exemplar von Szenci Molnárs Druck der „Wahren Religion“ ist, schließt der Verfasser seine überzeugende Darstellung, sei ein sichtbares Zeugnis der »fruchtbaren und reichen intellektuellen Kontakten zwischen Holländern, Flamen und Ungarn in der Frühen Neuzeit«, wenn auch, bleibt einzuschränken, nur für eine kurze Zeit.

Wolfgang Kessler

Viersen

*Katholische Aufklärung und Josephinismus. Rezeptionsformen in Ostmittel- und Südosteuropa.* Herausgegeben von BENDEL, RAINER – SPANNENBERGER, NORBERT. Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2015. 397 S. ISBN 987-3-412-22270-3 = Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands 48.

Der von Rainer Bendel und Norbert Spannenberger herausgegebene Sammelband fasst die Beiträge der 48. Arbeitstagung des Instituts für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte zusammen, die sich im August 2011 dem Thema „Aufklärung und Josephinismus“ gewidmet hatte. Die Publikation vereint die Forschungsergebnisse von Wissenschaftlern, in erster Linie Historikern und Theologen, aus Deutschland, Österreich, Tschechien, der Slowakei, Rumänien und Ungarn.

Auf die einführenden Worte der Herausgeber folgt zunächst eine Definition der Begriffe »Aufklärung« beziehungsweise »Katholische Aufklärung« von Norbert Jung (Bamberg, S. 23-51). Den Auftakt des ersten Teils des Sammelbandes unter dem Titel „Regionale Perspektiven“ bildet die von Ondřej Bastl (Prag), Robert Pech (Leipzig) und Philip Steiner (Tübingen) gemeinsam verfasste Forschungsskizze zum Josephinismus in Böhmen (S. 53-77). Die Verfasser hinterfragen die Joseph II. oftmals zugeschriebenen negativen Reformabsichten und thematisieren die »völlig undespotischen« Motive und Vorgehensweise[n] Josephs bezüglich seiner Reformen im kirchlichen Bereich« (S. 54). Dániel Bárth (Budapest) widmet sich der katholischen Aufklärung und der Volksfrömmigkeit im Ungarn des 18. Jahrhunderts (S. 79-101). Im Kern seiner Studie analysiert er am Beispiel des Falls von Pater Rochus, einem

im (heute serbischen) Sombor (*Zombor*) praktizierenden Exorzisten, die Widerstände der Bevölkerung gegen die aufgeklärten Reformen (S. 87-97). Der folgende Beitrag von András *Hegedűs* (Esztergom) befasst sich mit der Priesterbildung in Ungarn unter der Regierungszeit von Joseph II. unter besonderer Berücksichtigung des Generalseminars in Preßburg (*Pozsony, Bratislava*, S. 103-115). *Hegedűs* gibt einen Überblick über die Erziehung des Klerus nach dem Trienter Konzil (S. 103-104), um sich nach einer Darstellung der Einrichtung der Generalseminarien sowie der vermittelten Unterrichtsinhalte mit der Resonanz bei den Seminaristen, insbesondere den Widerständen der Preßburger Zöglinge gegen ihrer Auffassung nach mit der katholischen Lehre unvereinbaren Lehrveranstaltungen zu befassen (S. 105-115). György *Janka* (Nyíregyháza) erläutert die Auswirkungen der innerkirchlichen Neuerungen in der Folge des Trienter Konzils sowie von Aufklärung, aufgeklärtem Absolutismus und thesianischer Kirchenpolitik auf die Stellung und Institutionalisierung der griechisch-katholischen Kirche in Ungarn, die 1771 zur Einrichtung des Bistums Munkatsch (*Munkács, Mukatschewe*) und 1777 der Eparchien von Großwardein (*Nagyvárad, Oradea*) und Kreutz (*Kőrös, Križevci*) – und damit zur Schaffung einer selbständigen griechisch-katholischen Kirchenstruktur in Ungarn (S. 133) – führten (S. 117-134). Mit Einflüssen der Aufklärung auf die Vermittlung von Glaubensinhalten auf der Ebene der Seelsorge beschäftigt sich Zoltán *Gózszy* (Pécs, S. 135-147). *Gózszy* konzentriert sich auf den Raum Südtransdanubien und untersucht die Faktoren, die für eine Konsolidierung der Diözesanstrukturen entscheidend waren. Nicht allein die Ausbildung der Pfarrer, das heißt, ihre theologische Bildung und die Kenntnis ihrer Pflichten und Aufgaben in der Gemeinde, sondern auch *soft skills* wie Kommunikationsfähigkeit und Sprachvermögen sowohl in rhetorisch-didaktischer Sicht als auch im Hinblick auf die Sprachkenntnis wurden als wichtige Voraussetzungen für die Ausübung des Pfarrberufes erachtet (S. 137). Einem gänzlich anderen Themenkomplex widmet sich Edith *Szegedi* (Cluj-Napoca) mit einem rechtsgeschichtlichen Beitrag. Sie untersucht die Wirkung des Konzivilitätsreskripts von Joseph II. auf die Stadtentwicklung in Siebenbürgen unter besonderer Berücksichtigung von Kronstadt (S. 149-156). Das Reskript von 1781 gestattete allen Bewohnern Siebenbürgens, unabhängig von ihrem Status, Hausbesitz zu erwerben und ihren Wohnsitz selbst zu wählen und setzte damit dem Recht, das bis zu dem Zeitpunkt den Sachsen in den Städten vorbehalten war, ein Ende (S. 152) – mit der Folge einer Differenzierung der städtischen Gesellschaft jenseits von Landesgrenzen. Den Abschluss des ersten Teils des Sammelbandes bildet der Aufsatz von Horst *Miekisch* (Bamberg, S. 157-166), der die Rezeption des Josephinismus in den fränkischen Fürstbistümern Bamberg und Würzburg beschreibt und unter anderem die Leistungen der Schönbornbischofe und des Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal würdigt.

Im zweiten Teil der Publikation werden unter der Überschrift „Josephinismus und Glaubenspraxis“ Aufsätze zu den praktischen Auswirkungen josephinischer Kirchenreformen im Bereich des Kirchenalltags beschrieben. Die strukturierte Untersuchung von Peter *Šoltés* (Bratislava) zu den Eingriffen des Josephinismus in religiöse Festivitäten der katholischen Kirche knüpft inhaltlich an den bereits erwähnten Beitrag von Bärth an (S. 167-184). An verschiedenen Beispielen demonstriert *Šoltés*, dass die Zurückdrängung barocker Frömmigkeitsformen zu den Einschnitten zählte, die am meisten Widerstand bei der Bevölkerung hervorriefen und in der Folge zu einer Verlagerung des praktizierten Glaubens in den privaten Raum sowie zu einem Aufschwung mystisch-religiöser Gemeinschaften führte (S. 183-184). Ly-

dia *Bendel-Maidl* (Tübingen) nähert sich dem Themenkomplex von theologischer Seite und untersucht den Wandel von Verehrungsformen und Spiritualität anhand des Gebets in den theologischen Lehrbüchern der Aufklärung (S. 185-198). Dem Einfluss der Aufklärung auf die Beziehungen zwischen den Konfessionen ist der Beitrag von Rainer *Bendel* (Tübingen) gewidmet, der sich mit dem Thema Aufklärung und Ökumene befasst (S. 199-213). Reformen im Bereich der Lehrpläne, der Publizistik und des religiösen Alltags in der katholischen Kirche, so Bendel, »zielten in eine Richtung, die Annäherungen an den Protestantismus aufwies« (S. 213).

Mit sechs biografischen Skizzen, die den dritten Teil zu »exemplarischen biografischen Perspektiven« bilden, schließt der Sammelband. Norbert *Jung* (Bamberg) beschäftigt sich, ergänzt durch einen Quellenanhang, mit Franz Stephan Rautenstrauch und seiner Rolle im Fall Isenbiehl (S. 215-247). Der Abt Johann Ladislaus Pyrker mit seinen verschiedenen Lebensstationen steht im Zentrum der Arbeit von Norbert *Spannenberger* (Leipzig, S. 249-265). Werner *Simon* (Mainz) untersucht die Wirkung von Benedikt Strauch bei der Schulreform und der Reform der Katechese in Schlesien an der Seite des Saganer Abtes Johann Ignaz von Felbiger (S. 267-295). Eine Analyse der Schulvisitationen des erzbischöflichen Vikars Carl Winter in der Grafschaft Glatz 1770 vor dem Hintergrund der preußischen Volksbildungsoffensive nach den Schlesischen Kriegen nimmt Horst-Alfons *Meißner* (Osnabrück) vor (S. 297-327). Philip *Steiner* (Tübingen) widmet sich dem im 18. Jahrhundert unter Zeitgenossen als Aufklärer zwar bekannten, in der Folgezeit jedoch in Vergessenheit geratenen steirischen Staats- und Kirchenrechtler Franz Xaver von Neupauer, einem Verfechter der josephinischen Kirchenpolitik (S. 329-347). Gleich sechs Persönlichkeiten stehen im Mittelpunkt der Betrachtungen von Franz Leander *Fillafer* (Konstanz): Franz Széchenyi, György Fejér, Maksimilian Vrhovac, Gregor Berzeviczy, Carl Kübeck und Leo Thun (S. 349-389). Die biografischen Vorstudien dienen dazu, Antworten auf die Frage nach dem »Erbe der Aufklärung«, dem Fortwirken aufklärerischer Ideen sowie der Rezeption beziehungsweise dem Wandel von Denkfiguren in den habsburgischen Ländern um und nach 1800 zu erhalten (S. 349).

Für den Sammelband muss insgesamt als sehr positiv hervorgehoben werden, dass er einerseits neue Ergebnisse auf dem Gebiet der Josephinismus-Forschung präsentiert, wobei überkommene Definitionen und Denkfiguren hinterfragt werden und mit einem offeneren und differenzierteren Aufklärungsbegriff gearbeitet wird. Noch stärker als im vorliegenden Fall könnte ein interdisziplinäres Vorgehen dazu beitragen, den Aufklärungsbegriff zu schärfen und das Fortwirken entsprechender Vorstellungen aus heutiger Perspektive adäquat beschreiben und beurteilen zu können. Für Forscherinnen und Forscher dürfte die Lektüre der Beiträge mit den Hinweisen auf Forschungsdesiderata und bislang unbearbeitete Fragestellungen sehr anregend sein. In noch höherem Maße könnten in Zukunft gezielt bestimmte Personen- beziehungsweise gesellschaftliche Gruppen in den Blick genommen werden, um die verschiedenen Facetten der Aufklärung, auf die auch in der Einleitung des Sammelbandes Bezug genommen wird, und ihre Rezeption in verschiedenen gesellschaftlichen Kreisen und auf unterschiedlichen Ebenen (so im Nieder- und Hochadel, im höheren und niederen Klerus, im Bürgertum, bei der Stadt- und Landbevölkerung) herauszuarbeiten. Interessant wäre es, in diesem Zusammenhang nicht nur nach Wirkungs- und Rezeptionsformen zu fragen, sondern auch nach (horizontalen oder vertikalen) Meinungs- und Interessenkonvergenzen sowie Kommunikationsstrukturen zwischen den oben genannten Gesellschafts-

gruppen und deren langfristigen Wirkungen. Der Sammelband bietet hierfür eine ausgezeichnete Grundlage.

Julia Krämer-Riedel

Köln

BALOGH, MARGIT: *Kardinal József Mindszenty. Ein Leben zwischen kommunistischer Diktatur und Kaltem Krieg*. Berlin: Osteuropa Zentrum 2014. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. 672 S. ISBN 978-9-404-5263-4 = Ungarische Geschichte. Monographien I.

Um Bedeutung und Tragweite dieses Buches hervorzuheben, ist die Bezeichnung angebracht: es handelt sich um ein *Opus magnum*. Die Monografie über den Fürstprimas von Ungarn wird wohl in der internationalen Öffentlichkeit lange Zeit jene historisch-wissenschaftliche Untersuchung sein, welche die außerordentlich facettenreichen, oft komplizierten und widersprüchlichen, doch entschiedenen und konsequenten Handlungsweisen József Kardinal Mindszentys (1892-1975) sowie seine Persönlichkeit behandelt. Denn die ungarische Öffentlichkeit wird demnächst eine noch ausführlichere Biografie Mindszentys aus der Feder der Verfasserin erhalten: Ihre *akademische Dissertation* an der Ungarischen Akademie der Wissenschaft zur Erlangung des akademischen Dokortitels, die das bisherige Wissen über Mindszenty, besonders hinsichtlich seiner Seelsorgerstätigkeit als Pfarrer, Dechant und bischöflicher Kommissar für die Region Zala in der Diözese Steinamanger (*Szombathely*) wesentlich bereichert.

Die Verfasserin, wissenschaftliche Hauptmitarbeiterin am Geschichtswissenschaftlichen Institut der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, ist für ihre Aufgabe bestens geeignet. Als Musterschülerin des bedeutenden ungarischen Zeithistorikers Jenő Gergely (1944-2009) widmet sich auch Frau Balogh seit Jahrzehnten Themen, Problemen und Aufgaben der katholischen Kirchengeschichte. Hier seien nur zwei ihrer grundlegenden Werke über die katholische Agrarbewegung und die Protokolle der Ungarischen Katholischen Bischofskonferenz 1949-1965 genannt.<sup>1</sup> Nicht zu vergessen sei auch ihre bereits 2002 veröffentlichte Monografie über Kardinal Mindszenty.<sup>2</sup> Mit anderen Worten: Die Verfasserin befasst sich mit dem Thema seit mehr als 30 Jahren.

Die hier vorgelegte Studie fußt auf der Auswertung von Primärquellen, die aus 38 Archiven zusammengetragen worden sind. Dazu zählen in Ungarn acht Diözesanarchive, zwei Archive religiöser Orden, vier Archive katholischer, kirchlicher Institutionen sowie neun nichtkirchliche Archive (Historisches Archiv des Staatssicherheitsdienstes, das Budapester Hauptstädtische Archiv, Kriegsarchiv, Staatsarchiv des Ungarischen Nationalarchivs, Politikgeschichtliche und Gewerkschaftliche Archiv und das Komitatsarchiv Zala). Unter den europäischen Sammlungsstätten außerhalb Ungarns ragen heraus das Archiv der Erzdiözese Paris, des Französischen Auswärtigen Amtes, des Außenministeriums Prag, das Österrei-

<sup>1</sup> Margit Balogh: *A KALOT és a katolikus társadalompolitika 1935-1946*. Budapest 1998; *A Magyar Katolikus Püspöki Kar tanácskozásai 1949-1965 között. Dokumentumok*. I-II. Hg. Margit Balogh. Budapest 2008. Zum letzteren Werk siehe die Besprechung des Autors in: Ungarn-Jahrbuch 29 (2008) 563-564.

<sup>2</sup> Margit Balogh: *Mindszenty József*. Budapest 2002.

chische Staatsarchiv, in den Vereinigten Staaten von Amerika die Eisenhower Library (Kansas), die Hoover Institution (California), die Johnson Library (Texas), die Kennedy Library (Boston), das National Archives (Maryland), die Nixon Library (California) und die Truman Library (Missouri), schließlich in Russland das Außenpolitische Archiv der Russischen Föderation, das Staatsarchiv der Russischen Föderation, das Russische Staatliche Gesellschafts- und Politikgeschichtliche Archiv sowie das Russische Staatsarchiv für die Geschichte der neuesten Zeit (alle in Moskau).

Das Schrifttum der Studie ist nach Werken und Tonaufnahmen Mindszentys, Sammlungen, Editionen, Memoiren, Tagebüchern, Zeitungen und Sekundärliteratur gegliedert aufgelistet (S. 629-654). Die Einleitung ist eine geraffte, jedoch kluge und ausgewogene Einführung in das Thema. Gleich am Anfang weist die Verfasserin nach Worten des Mystikers Thomas Morton darauf hin, dass auch die Heiligen ihre menschlichen Unzulänglichkeiten hatten. Sie unternimmt gerade deswegen den Versuch, Mindszenty »zu berühren«, also seine Tätigkeit und Schicksal mit historischen Methoden aus der Distanz, aber doch empathisch zu bewerten, wobei sie sich bemühe, »das Zünglein an der Waage nicht übermäßig nach einer Seite ausschlagen zu lassen« (S. 12). Sie bekennt: »Das unbescheidene Ziel ist nicht geringer, als die Dinge so darzustellen, wie sie waren. Das Leben von Kardinal Mindszenty [...] soll glaubwürdig, erlebnishaft und doch dokumentiert nachgezeichnet werden. Gleichzeitig unternehmen wir den Versuch, die Persönlichkeit Mindszentys mit ihren Zweifeln und Gewissheiten zu erkunden«, also »dem Menschen näherzukommen.« (S. 14.) Dies ist der Verfasserin vorzüglich gelungen.

Bei der Würdigung der außerungarischen Quellen weist die Verfasserin auch auf die erdrückende Fülle der sich oft widersprechenden Aussagen in den amerikanischen Beständen sowie auf die noch unzugänglichen vatikanischen Archive hin, in denen sicherlich später noch sehr viel Material zum Thema zutage gefördert werden könne (S. 13).

Das Buch ist chronologisch in zehn Kapiteln gegliedert. Das erste Kapitel behandelt in vier Abschnitten die Kindheit, den Priester, das Verhältnis zur Mutter und den Religionslehrer. Die charakteristischen Eigenschaften Mindszentys werden nachgewiesen: Fleiß, Strenge, Entschiedenheit, sein besonderes Verhältnis zur Mutter, später das Buch „Die Mutter“, aber auch seine journalistisch rege Tätigkeit als Kaplan und Religionslehrer in Zalaegerszeg. Das zweite Kapitel stellt in drei Abschnitten die 25jährige pastorale Tätigkeit Mindszentys in Zalaegerszeg dar. Im ersten Abschnitt wird er als Seelsorger, im zweiten als Bauherr und im dritten als Gemeindepolitiker gewürdigt. Er leitete seine 14.000 Seelen zählende Gemeinde, wozu noch fünf Filialkirchen gehörten, vorzüglich. Er schuf in Zalaegerszeg noch eine Pfarrei, ein Franziskanerkloster mit Kirche, ein Nonnenkloster mit drei Schultypen und ein katholisches Kulturzentrum. Er bewies sein Organisationstalent auch als bischöflicher Beauftragter für die Region Zala des Bistums Steinamanger. In seinem Bereich ließ er neun Kirchen, sieben Pfarreien, neun provisorische Kapellen, sieben provisorische Seelsorgeheime und zwölf katholische Schulen errichten. Im dritten Abschnitt wird klar, dass Mindszenty – wie sein Gönner, Bischof János Graf Mikes – zwar ein treuer Legitimist, also monarchistischer Gesinnung, zugleich aber in der sozialen Frage aufgeschlossen war.

Das dritte Kapitel beschreibt Mindszentys relativ kurze Tätigkeit als Bischof von Veszprém. Am 19. März 1944, dem Tag der Besetzung Ungarns durch die deutsche Wehrmacht, trotz Bedenken des Fürstprimas Jusztinián Serédi und der unga-

rischen Regierung von Pius XII. zum Bischof ernannt, setzte er sich energisch für die Zurückdrängung der rechtsextremen Kreise und die politisch verfolgten Juden ein. Er führte 31 Firmreisen mit Visitationen durch, organisierte sechs bischöfliche Kommissariate, gründete eine Pfarrei in der Bischofsstadt, in der Diözese fünfzehn Kaplansstellen und vier Schulen beziehungsweise Lehrstellen. Als er jedoch am 31. Oktober 1944 in einem Brief mit Unterschriften von drei Oberhirten an die ungarische *Quisling-Regierung* appellierte, die Kriegshandlungen einzustellen, war sein Schicksal besiegelt. Am 27. November wurde er verhaftet, dann nach Steinambrückl (*Sopronkőhida*) ins Gefängnislager verschleppt, schließlich am 22. Februar 1945 in einem Nonnenkloster zu Ödenburg (*Sopron*) unter Hausarrest gestellt. Nachdem die Stadt am 28. März von der Sowjetarmee eingenommen und er freigekommen war, kehrte er streckenweise zu Fuß nach Veszprém heim, suchte 88 Pfarreien auf und erbat detaillierte Berichte über Kriegsschäden, Verluste, Todesfälle. Aufgrund seiner Visitationen und der Berichte richtete er eine ausführliche Meldung an den Ministerpräsidenten Béla Miklós Dálnoki.

Das vierte Kapitel beinhaltet vier Abschnitte, von denen der dritte sieben Themenbereiche abdeckt. Der erste Abschnitt ist der päpstlichen Ernennung Mindszentys zum Erzbischof von Gran (*Esztergom*) und Primas von Ungarn gewidmet. Die Verfasserin eruiert dies aufgrund der Dokumente richtig und verweist nicht minder zutreffend auch auf die Mitwirkung des Jesuitenpaters Töhötöm Nagy, einschließlich seiner Papst Pius XII. persönlich übergebenen, höchst bezeichnenden Charakterisierung Mindszentys. Der zweite Abschnitt behandelt Mindszentys erste Amtshandlungen, vor allem seine Meldung bei der ungarischen Regierung als »der oberste staatliche Würdenträger des Landes«, die damals wie später viel Staub aufwirbelte und Spuren auch in der Fachliteratur hinterließ. Die Verfasserin erklärt diese Angelegenheit im Zusammenhang mit der politischen Auffassung Mindszentys, nämlich seiner Königstreue sowie der Stellung des Primas im Lande, übersieht jedoch den jüngst von Zsolt Semjén ins Gedächtnis gerufenen Umstand, der mit dem Gesetzartikel XIX/1937 zusammenhängt. Dieser erklärte im § 3, dass im Reichsrat (*országgyűlés*) nach dem Reichsverweser, dem Ministerpräsidenten sowie den Präsidenten des Ober- und Unterhauses der Fürstprimas von Ungarn stehe. Als sich Mindszenty bei der provisorischen ungarischen Regierung als erster Würdenträger des Landes meldete, fehlten alle vor ihm aufgezählten legalen Würdenträger. Daher war seine Selbstbezeichnung legitim.

Im dritten Abschnitt behandelt die Verfasserin zunächst die Haltung des Primas und des Episkopats zur Ausrufung der Republik. Danach würdigen sieben Abschnitte den Einsatz Mindszentys für Kriegsgefangene, Internierte, Vertriebene, Menschenrechte, seine Stellungnahme zur Problematik der Kriegsverbrecher und der Volksgerichtshöfe, seinen Einsatz für die Magyaren in der Slowakei und seinen Protest gegen die Vertreibung der Ungarndeutschen. Auch die Reisen des Primas nach Rom und seine Kardinalserhebung werden dargestellt.

Der letzte Abschnitt beschreibt schon den Beginn des Kirchenkampfes, die Angriffe gegen den Primas, gestützt durch die sowjetische Besatzungsmacht, aber auch durch kirchliche Personen, die gegenüber der prokommunistischen Regierung eine elastischere Haltung befürworteten, zum Beispiel József Jánosi SJ, Jenő Kerkai SJ, Pfarrer István Balogh.

Das fünfte Kapitel des Buches schildert in fünf Abschnitten den kirchlichen Kampf um die Beibehaltung des obligaten Religionsunterrichts, die letzte Reise des Kardinals in den Westen zum Eucharistischen Kongress in Ottawa, das von Mind-

szeny und dem Episkopat zur Abwehr initiierte Jahr der Gottesmutter (August 1947 – August 1948), den Kampf der Kirche um den Erhalt der kirchlichen Schulen, die Maßnahmen und die schweren Angriffe der ungarischen kommunistischen Partei unter Führung des Stalinisten Mátyás Rákosi gegen Mindszenty sowie den Beschluss der Kommunisten, ihn zu beseitigen. Die Verfasserin arbeitet auch in diesem Kapitel minutiös nach zeitgenössischen Dokumenten und weist auch darauf hin, dass der Erzbischof von Erlau (*Eger*), Gyula Czapik, im Episkopat gegenüber dem Primas eine oppositionelle Rolle einnahm, da er eine elastischere Haltung gegenüber den Machthabern für richtig hielt.

Das sechste Kapitel beschreibt das Drama: die Verhaftung, die ersten Verhöre, die Frage des Zugeständnisses, die Verhandlungsbereitschaft seitens der Partner, die Reaktion des Heiligen Stuhls, die Umsetzung des bereits vorhandenen Drehbuchs, den Schauprozess, die Haltung des Primas und das Echo aus der Welt. In diesem Themenbereich kommen schwere und fast unlösbare Probleme zum Vorschein. Es ist unmöglich, alle detailliert aufzuführen. Doch einige Fragen, die von der Verfasserin sehr gründlich bearbeitet wurden, müssen erwähnt werden. Die erste lautet: Wurde der Kardinal mit Drogen behandelt? Die zweite: Wurde er gefoltert? Die ausführliche und begründete Antwort der Verfasserin auf die erste Frage lautet: Es kann nicht bewiesen werden, ist jedoch wahrscheinlich (S. 304-309). Die Antwort auf die zweite Frage ist klar: Der Kardinal wurde schwer misshandelt (S. 284-287). Wie verhält es sich mit dem ominösen Schuldbekennnis des Angeklagten vom 11. Januar 1949, das mit dem Satz beginnt: »Ich bin ein ungarischer Adliger«? Mindszenty behauptet in seinen Erinnerungen, diese Schrift sei durch eine Schriftfälschermaschine des Expertenehepaars László Sulner und seiner Frau Hanna Fischhof erstellt worden. Auch in diesem Fall geht die Verfasserin der Sache gründlich nach und stellt fest: Es sei unmöglich, dass die intelligenten Eheleute, falls sie die Schrift des Kardinals nachahmten, die darin vorhandenen 15 primitiven orthografischen Fehler, sogar einen Datumsfehler, mit verfasst hätten. Die einzige richtige Antwort könne nur lauten: Der Primas hatte vermutlich nach einer von ihm mehrmals erstellten Vorlage die Schrift in einem absolut unbewussten Zustand aufgesetzt (S. 273-274). Diese Auffassung vertritt auch der Rezensent. Denn er befragte Mindszenty am Tag der Vorstellung seiner Memoiren in Königstein am 10. Oktober 1974 nach diesem Geständnis, worauf die Antwort lautete: »Mein Sohn, ich erinnere mich an nichts.«

Eine weitere Frage wirft die Haltung der Sowjetunion in der ganzen Angelegenheit auf. Viele ungarische Kommunisten entschuldigten sich mit der Behauptung, die Anweisung zur Ausschaltung des Primas habe die höchste sowjetische Führung erteilt. Nun stellt die Verfasserin anhand sowjetischer Dokumente fest, dass dies keineswegs der Fall gewesen sei (S. 313). Das Vorgehen gegen Mindszenty sei ein persönliches Anliegen von Mátyás Rákosi gewesen, dies freilich nach Zustimmung des Kreml. Die sowjetische Führung betrachtete Mindszenty zwar als einen Erzfeind und ließ ihn durch ihren Geheimdienst bereits ab Oktober 1945 beobachten,<sup>3</sup> doch hielt sie das Vorgehen Rákosis für verfrüht.

Das siebte Kapitel beschreibt die Kontakte des Kardinals mit dem Episkopat, die strikte Ablehnung des Heiligen Stuhls hinsichtlich einer Verhandlung mit der ungarischen Regierung, das endgültige Urteil über Mindszenty – lebenslang –, seine Gefängnisse und Zellen, schließlich seinen Aufenthalt im Gefängnis-Krankenhaus

<sup>3</sup> Vgl. Zoltán Nyisztor: *Vallomás magamról és kortársaimról*. Sankt Gallen 1969.

und seinen Hausarrest, zuerst seit Juli 1955 im südwestungarischen Püspökladány, dann ab dem 1. November 1955 im nordungarischen Felsőpetény.

Im achten Kapitel schildert die Verfasserin in drei kurzen Abschnitten die Befreiung des Kardinals durch den Aufstand am 30. Oktober 1956, seinen Aufenthalt in der bischöflichen Residenz zu Budapest sowie seine grundlegende Radiobotschaft, die er am 3. November an die ganze Nation richtete. Die Verfasserin ediert in deutscher Übersetzung die ganze Ansprache des Kardinals, wertet ihre Bedeutung und Tragweite richtig und widerlegt die später von den Kommunisten und der linksfreundlichen westlichen Pressen verbreitete Behauptung, der Kardinal hätte mit dem Satz »wir erwarten die Rückgabe der Institutionen der katholischen Kirche« kirchlichen Grundbesitz zurückgefordert (S. 361).

Das neunte Kapitel beschreibt in elf Abschnitten das fünfzehn Jahre umfassende Leben und Wirken des Kardinals in der Budapester Botschaft der Vereinigten Staaten von Amerika. Die Verfasserin schildert detailliert, zumeist anhand amerikanischer Dokumente, die dortigen Probleme und Geschehnisse, so das Asylrecht, die Frage der Reisen zu den Konklaven, die Besuche des Wiener Erzbischofs König im Auftrag der Päpste Johannes XXIII. und Paul VI. bei Mindszenty, die Verhandlungen des Erzbischofs Casaroli mit der ungarischen Regierung in Budapest und in Rom, die Erkrankung Mindszentys, dann die letzte Phase der Verhandlungen, die dann 1971 zur Exilierung des Kardinals führten. So sehr die Verfasserin die vorhandene Fachliteratur konsultiert und die amerikanischen Quellen auswertet, der Rezensent muss zwei schwerwiegende Mängel in ihrer Untersuchung beanstanden. Margit Balogh fasst zwar die ausführlichen, im Faksimile veröffentlichten Dokumente des ungarischen Zentralkomitees zusammen. Es ist jedoch eine wesentliche Verkürzung der Tatsachen, wenn zwei vom Heiligen Stuhl vorgelegte Dokumente nicht in ihrer Tragweite vorgestellt werden. Bei dem ersten Dokument handelt es sich um die Aufzeichnung von Erzbischof Casaroli, die letzterer am 14. Oktober 1967 in Rom dem ungarischen Botschafter übergab.<sup>4</sup> Frau Balogh hebt zwar die fünf Zugeständnisse, Garantien, des Heiligen Stuhles hervor, sie teilt jedoch nicht mit, dass dieses Aide Mémoire vom Papst persönlich gutgeheissen wurde, und die Garantien nicht nur eine persönliche, päpstliche, sondern eine institutionelle Zusage waren, die für den Heiligen Stuhl, das heißt, auch für die künftige vatikanische-päpstliche Politik verpflichtend waren. Somit ist die spätere Behauptung<sup>5</sup> widerlegt, wonach Papst Paul VI. von der Garantie nichts gewusst habe.

Bei dem zweiten Dokument handelt es sich um die Vereinbarung hinsichtlich der Exilierung Mindszentys, die am 9. September 1971 von Giovanni Cheli und Imre Miklós unterzeichnet wurde.<sup>6</sup> Es ist unverständlich, warum die Verfasserin in ihrer so umfassenden Studie die grundlegenden Garantien des Heiligen Stuhls, die dann das weitere Schicksal des Kardinals entschieden haben, nicht im Wortlaut oder zumindest in Auszügen wiedergibt (S. 466-467). Denn diese berührten ihn wesentlich: Er verlässt Ungarn für immer ohne Rehabilitierung, er tut nichts, was die Interessen der ungarischen Machthaber verletzt, er wird, falls er nicht zurücktritt, innerhalb von zwei Jahren des Amtes enthoben, er wird an einem abgeschirmten Ort, etwa in einem Kloster, festgehalten. Es stimmt auch nicht, dass man »die ungarischen Forderungen sogar wesentlich aufgeweicht habe« (S. 466), und der Hei-

<sup>4</sup> Wortlaut bei Zoltán *Olmosi*: Mindszenty és a hatalom. Budapest 1991, 66.

<sup>5</sup> István *Mészáros*: Állok Istenért, Hazáért. Budapest 2000, 150.

<sup>6</sup> Faksimile bei *Olmosi* 170-173, 211.

lige Stuhl nur ein »nebulöses Versprechen« hinsichtlich des Zeitpunktes der Amtsenthebung Mindszentys gegeben habe (S. 467).

Das letzte, zehnte Kapitel zeichnet das Leben und Wirken des Kardinals im Exil in fünf Abschnitten nach. Der erste schildert seinen Aufenthalt in Rom, der zweite sein Domizil im Priesterseminar Pazmaneum zu Wien, inklusive des ersten politischen Problems wegen seines Advents-Hirtenbriefes. Der dritte Abschnitt befasst sich mit seinen Pastoralreisen und der Veröffentlichung seiner Erinnerungen, die freilich sofort den Protest der Regierung beim Heiligen Stuhl wegen Verletzung der Garantie-Vereinbarung hervorriefen. Der vierte Abschnitt beschreibt die Amtsenthebung Mindszentys »aus pastoralen Gründen«, der fünfte ist ein kurzer Epilog. Bei der Schilderung der Amtsenthebung geht die Verfasserin auf das 1971 von Paul VI. gegebene Versprechen nicht ein, er sei und bleibe Erzbischof von Gran, Primas von Ungarn. Frau Balogh behauptet, der Papst habe nur gesagt, er würde ihn immer als solchen betrachten (S. 500), obwohl die Frage eine umfangreiche Literatur hat. Die Verfasserin meint im Epilog, die Kirchenpolitik der Kommunisten habe sich »in den 1970er Jahren vom Kampf in Richtung Pragmatismus und Koexistenz verschoben« (S. 511). Mag sein, dass Nichtbetroffene dies so empfanden, die Kirche war jedoch anderer Meinung. Denn die Zielsetzung der kommunistischen Kirchenpolitik blieb unverändert: Die Liquidierung aller Kirchen und Religionen. Nur die Durchführung wurde raffinierter, den Verhältnissen angepasst. Die Verfasserin fasst ihr Urteil über Kardinal Mindszenty ebenfalls im Epilog zusammen: »Seine Tragödie war, dass er die Zukunft gestalten wollte, während er an der Vergangenheit festhielt. Er konnte so zu keiner Klammer zwischen Gestern und Heute werden.« (S. 510.) Der Rezensent kann diesem Urteil nicht zustimmen. Wäre Mindszenty ein Mann der Politik gewesen, würde diese Bewertung zutreffen. Mindszenty war aber zuerst ein Mann Gottes, des Glaubens und der Kirche, erst danach ein Patriot. Wer das Transzendente in sich nicht verspürt und es auch nicht versteht, der bleibt auf der Oberfläche.

Das Buch schließt mit 1172 Anmerkungen, einem Abkürzungs-, Quellen- und Literaturverzeichnis sowie einem Personenregister (S. 513-670).

*Gabriel Adriányi*

Königswinter